Mus. Th.
1657

Mus. Ah. 1657

Junker

<36636866440010

<36636866440010

Bayer. Staatsbibliothek

Ueber den Werth der Tonkunst

von

C. L. Junker.

Wenn ich in Nöthen bet und sing,
so wird mein Herz recht guter Ding.

Luther.

Bayreuth und Leipzig
bey Joh. Andreas Lübecks sel. Erben
1786.

Bayer. Staats-
Bibliothek
München

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Haec ſtudia adoleſcentiam alunt, ſenectutem oble-ctant, ſecundas res ornant, aduerſis perfugium ac ſolatium praebent, delectant domi, non impediunt foris, pernoctant nobiscum, peregrinantur, ruſticantur.

CICERO or. pro Archia. c, 7.

Vorbericht.

Ein Opfer des Danks, glaubte ich schon lange der Tonkunst schuldig zu seyn, für die Freuden die sie mir zu kosten gab.

Hier

Hier ist es.

Vielleicht führe ich noch manchen der mein Büchlein ließt, in ihre Arme; dann werden seine Freuden halb auf meine Rechnung kommen; und darüber freue ich mich zum voraus.

Denn Wonnegedanke ist's, seinen Mitbrüdern neue Quellen der Zufriedenheit entdekt zu haben.

Ueber die innere Einrichtung dieses Büchleins habe ich weiter nichts zu sagen.

Ich habe das alles aufgenommen, was mir in eine solche Abhandlung zu gehören, und mit dem **Werth** der Tonkunst, in einer unzertrennlichen Verbindung zu stehen schien.

Die größere, oder kleinere Weitläuftigkeit der einzelnen Hauptstüke, floß aus der größern oder kleinern Reichhaltigkeit der Materie selbst; und so glaube ich, stehen die einzelnen Theile dieser Schrift, doch immer im Verhältniß mit dem Ganzen.

Was große Männer über diese Sache gedacht haben, wird man hin und wieder finden.

Ich danke es dem Plan, und dem Bedürfniß dieser Schrift, daß sie mich in einen nähern Umgang mit Männern gebracht haben, von denen ich immer mit so viel Wonnegefühl lerne.

Und so gehe denn hin in die Welt, Büchlein, mit meinem besten väterlichen Seegen versehen.

Dein Schiksal sey welches es wolle, ich hoffe du sollst dich nicht scheuen, laut zu sagen, von wannen du kommst.

Gehe hin, — denn dein Vater richtet dich blos im Stillen, und Vaterliebe ist immer zu milde: — nimm den bescheidenen Tadel, einsichtsvoller Männer mit Ehrfurcht und Dank an, aber dem höhnischen Gezische, der Halbgelehrten, oder Ignoranten, (und die findest du auf jedem Schritt deiner Wallfarth) sprich du Hohn!

Durch die Musik empfinden die Seelen eine gleiche Gemüthsverfassung, schwellen nicht zu hoch auf, und sinken nicht zu tief.

Wenn in der Brust sich stürmische Freuden erheben, so läßt die Musik, ihre sanfte beruhigende Stimme erschallen, und wenn die Seele von Sorgen gedrükt wird, erhebt sie dieselbe in belebenden Liedern.

Krieger entflammt sie, mit beseelten Tönen! gießt Balsam in die blutenden Wunden der Verliebten.

Die Melancholie erhebt ihr Haupt, Morpheus steht von seinem Bette auf, Trägheit schlägt ihre Arme auseinander,

und

und erwacht. Horchend läßt der Neid seine Schlangen fallen; kein innerlicher Krieg setzt länger unsere Leidenschaften in Aufruhr, und der Schwindelgeist der Partheyen hört seine Wuth hinweg.

Pope! Ode zur Musik am Ceciliens Tage.

Einleitung.

Es giebt Ergötzlichkeiten und Freuden der Kunst, die nur wenig Geübten gegeben sind, sagt ein philosophischer Schriftsteller; zum Beyspiel, diejenigen der Dichtkunst, der Beredsamkeit, der Malerey, der Baukunst: — Es giebt stumme, unbelebte Freuden, die nur ins Gesicht fallen, ohne dem Herzen etwas zu sagen: — Es giebt eine gewisse Gattung matter Freuden, die sich durch Monotonie bald erschöpfen; — es giebt besondre National-Freuden, außer den Gränzen des Klima interessiren sie gar nicht, oder weniger; Pferdrennen und Hahnengefechte für den Engländer; Stiergefechte für den Spanier und Portugiesen; Gondelwettrennen, und maskirte Märkte zum Theil für Italien, Luftmaschinen für Frankreich; rc.

Von der Tonkunst kann man so was nicht sagen, sie ist für alle Zeiten, Nationen, und Stände; sie gewährt allgemein verständliche Freuden, denn sie stehet mit der Natur

selbst in Verbindung; lebhaft, unveränderlich, gewissermaaßen unentbehrlich, sind die Ergötzungen, die sie gewährt.

Und — (denn wir sind in dieser Welt nicht blos bestimmt, die Kräfte des Verstandes und Willens zu bessern, sondern auch jede schuldlose Freude zu genießen, und dadurch unser Herz zu veredlen) — bestünde ihre Natur auch nur darinnen, daß sie fähig wäre, angenehme Empfindungen zu erwecken; lößte sich ihr Zweck, auch nur blos in das Vergnügen auf, das sie uns gewähren kann; dennoch würde sie deßwillen schon, in die Klasse der nützlichen, der nothwendigen Künste gehören.

Denn kann für den Menschen wohl etwas nothwendigeres erdacht werden, als ein reines, unschuldiges Vergnügen? Gehört dieß Vergnügen der Menschheit, nicht täglich zu den größten Nothwendigkeiten des Lebens?

Heil also der Kunst die ein solches Vergnügen gewähren kann; und Montesquieu sagt, unter allen Arten des sinnlichen Vergnügens giebt es kein einziges, welches der menschlichen Seele weniger schädlich wäre, als die Musik.

Allein jede sinnliche Erkenntniß vervollkommt schon überhaupt das Gefühl; und die dunklen Triebe der Seele, denen die Künste so oft entsprechen, werden durch das sinnliche Vergnügen auf einen höhern Grad von Vollkommenheit erhoben. So wie jede angenehme Empfindung in der Kunst eine Wirkung der Vollkommenheit ist, so ist sie hinwieder von der Erkenntniß, und Wahl des Guten unzertrennlich.

Aber nicht nur die Empfindungen überhaupt werden vervollkommnet, die Triebe der Seele überhaupt veredelt durch die Tonkunst; sondern durch jede sinnliche Lust die sie gewährt, befördert sie auch die Gesundheit und das Wohlseyn des Körpers.

Die Schönheit (*) der Kunst überhaupt, sagt Moses, ist die eigenmächtige Beherrscherin aller unserer Empfindungen, der Grund von allen unsern natürlichen Trieben, und der beseelende Geist, der die spekulative Er-

*) Was hier von Schönheit überhaupt gesagt wird, gilt auch insbesondere von der Tonkunst, weil sie ihre eigene Schönheit hat; — nemlich die sinnliche Ordnung, die Uebereinstimmung einzelner Töne zum Ganzen, die wechselsweise Beziehung der Töne auf einander, die Nachahmung und alle Leidenschaften, die durch Töne auszudrücken sind.

kenntniß der Wahrheit in Empfindungen verwandelt, und zu thätiger Entschließung anfeuert.

Man würde dieser Kunst also sehr unrecht thun, wenn man sie blos zur Mutter der Wollust machen wollte.

Wir wollen uns jetzo bemühen, das zusammengesezte musikalische Vergnügen, in einige Bestandtheile zurück zu führen; aber wir sind weit davon entfernt, die eigentliche Natur dieses Vergnügens bestimmen zu wollen.

Die Natur der Empfindungen selbst ist so versteckt, daß allerdings der größte Geist es sich muß vergehen lassen, sie zu entdecken.

Es ist also unmöglich jemahls zu sagen, und auszumachen, was das Vergnügen selbst sey; um dieß thun zu können, müßte man vorhero wissen, wie die Nerven, wie die Seelenorgane gerührt werden, und gerührt werden müssen, wenn Vergnügen entstehen soll, — ferner wie gerade jede in Thätigkeit gesetzte Kraft sich dabey äußre.

Empfindung, sagt Kästner, zeigt uns nicht was der Gegenstand selbst ist, sondern wie er in unsere sinnliche Werkzeuge wirkt.

Vielleicht kommt dieß mit daher, weil die Schönheit unsere Sinne zu sehr überrascht; die sinnlichen Vergnügungen selbst zu transitorisch sind, und überhaupt jede sinnliche Empfindung der Kunst nicht isolirt einfach ist.

Und doch eröfnet sich hier für den Aesthetiker ein Geschäfte von unendlicher Wichtigkeit, daß er nehmlich den Antheil berechne, den die Denkkraft der Seele an der sinnlichen Lust hat; und die verschiedenen Operationen derselben in dem Augenblik der sinnlichen Rührung, einzeln unterscheide und trenne.

Ein Geschäfte, das ihm immer neue Gänge in das Innerste seiner Seele entdeken wird;

Aber auch ein Geschäfte, das dem, der sich den Freuden des Genusses überlassen will, also nie in den Augenblicken der sinnlichen Rührung selbst anzurathen ist; weil es ihm, in jenen Augenblicken des Genusses, sein Vergnügen unkenntlich machen, und halb darum bringen würde.

Eine Empfindung zerlegt in einzelne Theile, woraus sie zusammengesezt ist, hört auf dieselbe zu seyn; alsdenn sagt Kästner, brennt

die Nessel nicht mehr, sondern sie sticht durch unzählige Wiederhaken. *)

Es ist in der That ein Glück, daß wir uns immer in dem zu schnell vorübergehenden Zustand des Vergnügens in einer gewissen Verwirrung befinden, die uns nicht Zeit läßt, oder auch den Muth benimmt, unsere Empfindungen zu entwiklen. Denn allzusorgfältige Aufklärung unserer Empfindungen würde unsere Lust verschwinden machen.

Die Gückseligkeit, sagt Moses, hängt vom Genuß ab, und der Genuß von der Ueberraschung schneller Empfindungen.

Auch sogar die Freundschaft sagt er, würde Gefahr laufen, wenn man einzeln die Vorzüge seines Freundes allzugenau erwägen wollte. Die Empfindung vermischt die Seelen der Freunde, in ein einziges Ich. Die Ueberlegung würde sie theilen.

Das

*) Das Frauenzimmer das den Flügel spielt, weiß nicht wie viele Erschütterungen, in einer Secunde, jede Saite ihrem Ohr zusendet; und der Mathematiker indem er es berechnet, hört er gewiß keine Musik. Kästner.

Gut also, daß sie es nicht weiß! und der Mathematiker lasse sein Zirkeln bleiben, wenn er was empfinden will.

Das Resultat unserer, in reine deutliche Vorstellungen aufgelößten Empfindungen, würde ein Gerippe seyn, das zwar dem Verstand Gegenstände und Quellen der Betrachtungen darböte, aber das Herz nicht interessiren könnte.

Wo wir empfinden, da muß immer eine Veranlassung außer uns da seyn; ohne diese äußere Veranlassung empfinden wir nie.

Empfinden würde also überhaupt heissen — gegenwärtige Gegenstände gewahr werden, oder sich mit anschauenden Begriffen von ihnen versehen. *)

Eindrücke, welcher Art sie seyn mögen, sind von diesen anschauenden Begriffen unzertrennlich; diese Eindrücke bestimmen den Zustand der Seele.

Noch mehr, diese Wahrnehmung gegenwärtiger Gegenstände, diese anschauende Begriffe von ihrer Beschaffenheit, dieß Empfinden, setzt allemal eine Berührung der sinnlichen Werkzeuge voraus.

Es läßt sich nichts äußerliches wahrnehmen, das nicht zuerst das sinnliche Werkzeug berührt.

*) Oft wird die Empfindung der deutlichen Vorstellung, der Erkenntniß, oft der Vorstellung abwesender Gegenstände entgegen gesetzt.

Alle physische Empfindungen, werden durch eine unmittelbare Einwirkung auf unsern Körper hervorgebracht.

Es folgt daraus nicht nothwendig, daß wir uns, wenn vom Empfinden überhaupt die Rede ist, dieser Berührung des Organs immer bewußt seyn sollten.

Aber aus dem Unterschied des Bewußtseyns und Nichtbewußtseyns der Berührung unserer sinnlichen Organen, fließt der Unterschied der Sinne selbst und ihrer Stufen.

Alle sinnliche Empfindungen theilen sich demnach, so wie ihre Organen selbst, in gröbere und feinere, oder geistigere.

Gröbere: — wenn wir uns der Berührung des sinnlichen Werkzeugs bewußt sind.

Mit diesen hat die Kunst nichts zu thun, es sind die niedern Sinne, des Gefühls im engern Verstand, des Geruchs, des Geschmaks;

Sie gehen blos den thierischen Menschen an, auf diesem Weg kann die Kunst nicht ausgehen, nicht wirken; sie hat auch wirklich kein Mittel dieselbe zu erwecken, und kein Abzeichen sie kenntlich zu machen, und das zum Beweiß ihrer innern Würde und ihres Adels; denn sonst wäre sie blos Dienerin der Wollust.

Ob die gröbern Sinne oft nicht weit mehr Gewalt über die Seele haben, als die feinern, kann keine Frage seyn.

Bey den feinern, erhöhten Empfindungen sind wir uns jener Berührung des Werkzeugs nicht bewußt! Hieher gehören die Sinne des Sehens und Hörens.

Diese Bemerkung hat Home offenbar aus der Erfahrung genommen; sie ist um desto sicherer, je weniger sie jemals hier eine Ausnahme gemacht hat.

Wir fühlen nicht, daß unser Aug berührt wird, wenn wir sehen, daß unser Ohr berührt wird, wenn wir hören.

Daher kommt es, daß jene gröbern Empfindungen ihren Sitz mehr im Körper, diese feinern ihren Sitz mehr in der Seele zu haben scheinen.

Aber die Stufenfolge der Empfindungen, schwingt sich mit ihren Werkzeugen noch höher, zu einem größern Ideal von Adel und Würde hinauf, und diese zwey edlern Sinne des Augs und Ohrs sind Mittelstufen, in dieser Leiter der Empfindungen.

Zuerst also kommen die gröbern körperlichen Siñe des thierischen Menschen, dann folgen die zwey edlern, des Sehens und Hörens, des zu höhern Empfindungen gebildeten Men-

schen; am höchsten stehen die blos geistigen, die ohne Berührung selbst in der Seele und in den innersten Organen derselben entstehen; das moralische Gefühl, das Gefühl des Guten.

Die Sinne des Augs und Ohrs, behaupten zwischen diesen beyden einen gewissen Mittelrang, und haben mit beyden etwas gemeinschaftliches.

Dieß — mit den gröbern Sinnen, daß sie aus der Berührung der sinnlichen Werkzeuge entstehen; dieß mit dem moralischen Gefühl, daß wir uns der Berührung derselben nicht bewußt sind, und daß sie mit dem Gefühl der Tugend beynahe oft gleichen Schritt halten.

Und hier scheint uns der Ort zu seyn, etwas über die gegenseitigen Verhältnisse dieser beyden edlern Sinne zu sagen.

Die Natur scheint eine weit engere Verbindung zwischen dem Gehör und dem Herzen gestiftet zu haben, als zwischen ihm und dem Gesicht; folglich scheint das Gehör auch bey weitem der tauglichere Sinn zu seyn, um Leidenschaften zu erwecken: obgleich das Aug' wieder auf der andern Seite, besonders in Absicht der Schnelligkeit der Eindrücke, Vorzüge hat.

Wo-

Woher kommt der Unterschied der Rührung, der für das Ohr den Ausschlag giebt? Woher kommt es, daß die Eindrücke der Töne bey weitem stärker sind, als die der Farben? Woher kommt's, daß der Grad aller Rührungen, die wir durchs Ohr erhalten, den Grad der Rührungen, durchs Aug empfangen, übertrift?

Daher sagt Sulzer, daß die Luft, die auf die Gehörsnerven wirkt, ungleich gröber und körperlicher ist, als das ätherische Licht des Elements, das auf das Auge wirkt.

Die Stöße, die die Nerven des Gehörs bekommen, sind gewaltiger, und können ihre Wirkungen leichter auf das ganze System der Nerven verbreiten.

Die Antwort ist vollkommen befriedigend, wenn man blos nach der Ursache des Unterschieds, der größern oder kleinern sinnlichen Eindrücke fragt.

Aber diese Frage selbst erschöpft nicht alles, und würde man nun weiter fragen, woher kommt aber der Unterschied, der größern oder kleinern Rührung, des Interesse, des Zaubers, zwischen beyden? so wäre die Antwort unbefriedigend.

Die Ursachen des Unterschieds liegen hier ganz allein in dem Leidenschaftlichen der Töne selbst.

Jede Leidenschaft kündigt sich durch ihren eigenen Ton an; und dieser Ton erweckt in unserm Herzen wieder eine Empfindung, welche derjenigen ganz analog ist, die ihn hervorgebracht hat.

Die Erfahrung liefert täglich die sichersten Belege dazu.

Wir hören ein Angstgeschrey, und unser Herz selbst empfindet in dem Augenblick Angst und Schrecken; wir hören Töne der Freude, und in dem Augenblick empfinden wir selbst Vergnügen.

Hier hält die zeichnende Kunst, der Tonkunst so wenig das Gleichgewicht, als wenig beyde Sinne selbst sich hier gleichen.

Ein übelklingender Ton ist unangenehm, und beunruhigt uns; aber lasset die Farbe um eben die Summe unharmonisch seyn, um welche es der Ton ist, so wird sie dadurch entweder um nichts unangenehmer werden, oder ihr unangenehmer Eindruck wird doch unendlich kleiner seyn, als im ersten Fall.

Der harmonische Dreyklang vergnügt das Herz; der Regenbogen ist beynahe das für die Farbenkunst, was dieser Dreyklang in der

Tonkunst ist; aber er ergötzt uns nicht in dem Maaß.

Töne sind also die fühlbarsten Zeichen, wodurch eine Seele der andern kenntlich werden kann, sie drücken Liebe, Freundschaft; Zorn, Verzweiflung ꝛc. aus.

Daher glaubte Schakespear zwischen gewissen Tönen und Empfindungen eine Sympathie zu finden; daher eignet er gewissen Tönen die Gewalt zu, eine Art von Wiederschall in der Seele hervor zu bringen.

Duke. How do'st thou like this tune?
Viola. it gives a very echo to the seat
where love is throned
Twelfth Night.

Aber hierzu kommt noch ein Umstand. Es ist die große Empfindlichkeit des Ohrs, seine Fähigkeit, die allerfeinsten Nüanzen zu entdecken, die subtilsten Feinheiten zu bemerken.

Wir wollen hier eine Berechnung des Hrn. Sauveur zu Hülfe nehmen.

Das Ohr ist so empfindlich sagt er, daß es mit großer Richtigkeit unterscheidet, daß jeder Ton, seiner Beschaffenheit nach dreyfach ist, jeder seine Quint und große Terz mit sich führe.

Noch

Noch mehr; wenn man, nachdem man zwey klingende Saiten, auf einem Monochord zum Einklang gebracht, die eine von beyden auf den zweytausendsten Theil an der Länge verkürzt, so muß ein jedes gutes Ohr, die Dissonanz, welche doch nur der 186te Theil eines Tons ist, vernehmen.

Nach dieser Berechnung wäre die Feinheit des Ohrs 10000 mal größer, als die des Gesichts.

Hiernächst müßte also ein Object, das seiner Kleinheit wegen dem Auge entgehet, 10000 mal größer seyn, um bemerkt zu werden.

Nähme man an, daß das Auge bey der Lillafarbe, jede einzelne Farbe, woraus sie zusammengesetzt ist, als blau, roth, weiß, besonders bemerkte und unterschiede, und zwar in den Augenblicken der sinnlichen Perception, so würde diese Feinheit sich doch nicht mit der Feinheit des Ohrs vergleichen lassen, mit welcher es bemerkte, daß jeder Ton dreyfach ist; denn die Quint und die große Terz, wären denn nicht einzelne, für sich bestehende Töne, wie es die Farben bey dem angeführten Beispiel sind.

Wie vortreflich, daß das Ohr diese Feinheit hat, wie vortreflich, daß sie das Aug nicht hat!

Ich

Ich bewundre darinnen deine weise Einrichtung und Ordnung, — Natur! Schöpfer! Hielte hier das Aug dem Ohr das Gleichgewicht; dränge es so tief in die feinsten Nüanzen; bemerkte es diese feine Unterschiede: was wäre denn noch schön, was wäre noch reizend? Wie unausstehlich wäre das narbigte Gesicht der Schönen, das uns jetzt mit Entzücken erfüllt! Wie fürchterlich würde sich denn unter jedem unserer Tritte eine Welt wimmelnder Geschöpfe erheben!

Die Tonkunst verhält sich zur Malerey wie Fortschritt zum Stillstand; die Eindrücke der Tonkunst sind vorüberschreitend, die Eindrükke der zeichnenden Künste bleibend. Hier mag hauptsächlich die Ursache zu finden seyn, warum diese feinern Bemerkungen und Unterscheidungen in der Tonkunst so viel Werth haben; in der Zeichnungskunst aber, gar keinen haben können.

Nur noch einige Bemerkungen wollen wir anführen.

Die Geschwindigkeit, mit welcher die Lichtstrahlen wirken, übertrift bey weitem die Geschwindigkeit, mit welcher die Töne wirken. Hier verliert das Ohr gegen das Auge. Wir kennen keine größere Geschwindigkeit, als die des Lichts.

Ein Schall durchlauft in einer Minute 60000 Fuß, aber das Licht in jeder Minute 2,000,000 Meilen. *)

Aber hier kann es auch gar nicht auf Geschwindigkeit ankommen. Gerade aus dieser langsamern Bewegung ziehet das Ohr eben den Vortheil, den das Aug aus der kleinern Feinheit der Bemerkung zieht.

Ferner, in einer größern Entlegenheit, fühlt das Auge deutlicher und schärfer als das Ohr. Aber dieß ist niemals Bedürfniß für das Ohr.

Das Aug behält die Eindrücke, und selbst die Zeichen dieser Eindrücke länger als das Ohr.

Eine jede Farbe erhält sich noch eine Zeitlang im Auge, wenn wir auch gleich das Aug verschlossen haben. Das Ohr behält diese Eindrücke nicht so lang, und zwar zu seinem großen Vortheil; denn aus diesem Behalten wür-

*) Andere Ausrechnungen sind folgende: Nach Roberts, durchläuft der Schall in einer Secunde 1300 englische Schuh. Nach Boyle 1200, nach Walker, 1338, nach Mersennus 1474; nach den Florentinischen Versuchen 1148, nach den Französischen 1172. Nach Newtons, Halleys, Darhams ꝛc. Versuchen 1142.

würde Verwirrung entstehen, weil die Tonkunst fortschreitende Kunst ist.

Unter allen Gegenständen der Sinne, ist ein Gegenstand des Gesichts am meisten zusammengesetzt, selbst in den einfachsten bemerkt man Farbe, Figur, Breite, Länge, Dicke ꝛc.

Aus der Natur der Zeichen, deren sich die Tonkunst bedient, läßt sich leicht schließen, wie viel sie selbst verlieren würde, durch eine solche ähnliche Zusammensetzung. *)

Die Frage, warum rührt die Tonkunst stärker, als irgend eine Kunst? ließe sich also so beantworten:

1) Das

*) Woher entsteht der Unterschied zwischen Urtheilen über die Musik und die bildende Künste? warum sind die Urtheile über die erstere gemeiniglich weit verschiedener, als die Urtheile über die leztere? Auch diese Frage scheint uns im Vorbeygehen noch hieher zu gehören.
Daher sagt ein Weiser, die Musik überläßt den größten Theil ihrer Wirkungen der Einbildungskraft der Hörenden; bey den bildenden Künsten ist aber der Künstler fast ganz allein thätig; der Zuschauer fast ganz leidend. Dahingegen in der Musik der Hörer mit dem Künstler zugleich auf sich selbst mit wirkt, und zwar aus verschiedenen Gemüthszuständen, mit wirken muß.

1) Das Organ, Ohr, wird stärker gerührt und getroffen, durch eine Luft, die körperlicher ist, als das Element des Lichts.

2) Töne haben eine natürliche Verwandschaft mit den Leidenschaften.

3) Das Ohr ist das geschikteste Organ, in die feinsten Nüanzen und Bestandtheile zu dringen.

Das Farbenclavier wird also nie das werden können, was es werden soll; nie das uns leisten können, was uns das Clavier der Töne leistet.

Und warum nicht?

Sollten die nervigten Theile des Augs, und ihre harmonische Spannungen nicht auf eben die Art von den Farben, wie die Gefäße des Gehörs von den Tönen verändert werden? sollten sich diese Eindrücke von den Gliedmaßen des Gesichts, nicht eben so stark, und eben so schnell auf das ganze Nervengebäude verbreiten, als von den Gliedmaßen des Gehörs?

Es ist nicht zu läugnen, sagt Herr Moses, es ist glaublich, es ist wahrscheinlich.

Allein der Unterschied liegt im Pathos, und das wird das Farbenclavier nie erreichen können.

Eine

Eine Farbenmelodie ist nicht dazu gemacht, Leidenschaften nachzuahmen, noch viel weniger auszudrücken; das können aber Töne, sie sind nicht blos Zeichen der Nachahmung, sondern selbst Mittel des Ausdrucks; Ausdruck selbst.

Welche Leidenschaft, fragt eben dieser Weltweise, hat die mindeste Verwandschaft mit einer Farbe?

Ferner würde für die Farbenclaviere auch daraus ein Nachtheil entstehen, weil das Aug die Eindrücke der Farben eine Zeitlang behält, wenn es auch gleich die Farbe nicht mehr sieht; folglich würde sich bey einer Farbenmelodie, der Eindruck, den die vorhergehende Farbe hinter sich gelassen, mit dem gegenwärtigen vermischen, und daraus würde nothwendig Verwirrung entstehen.

Nach dieser Voraussschickung einiger Bemerkungen über die Empfindungen überhaupt, und die Natur einiger verwandten Künste, wollen wir nun jetzt näher zu unserem Zwecke kommen.

Vom

Werth der Tonkunst.

Quellen des musikalischen Vergnügens.

Die Frage vom Werth der Tonkunst läßt sich wohl überhaupt anfänglich so beantworten. „Er bestehe im Vergnügen das sie uns gewähre. Aber gleich mit dieser Frage ist wieder unmittelbar eine andere verbunden; nemlich diese: „Worinnen bestehet dieß Vergnügen? was sind seine Quellen? was ist es eigentlich, das uns in der Tonkunst diese Ergötzungen verursacht?

Bestehet dieß Vergnügen in dem plötzlichen Verschwinden des Schmerzens, wie ein neuerer Italienischer Philosoph glaubt?

Oder darinnen, daß die Tonkunst der Seele Gelegenheit giebt, sich irgend einer Vollkommenheit, oder einer Summe zusammengesetzter Vollkommenheiten bewußt zu seyn, nach Des Cartes? oder überhaupt nach Wolf, im Gefühl unserer Vollkommenheit, das wir der Tonkunst zu danken haben?

Lässet sich das Vergnügen, das uns die Tonkunst gewährt, nach Sulzer, irgend in die Befriedigung des Durstes nach neuen Begriffen auflösen? ein Durst, der in der Seele oft so uneingeschränkt ist; oft so dringend, so peinlich wird.

So viel ist wenigstens gewiß, daß wir diesen Trieb nach neuen Begriffen, so wenig bey allen sinnlichen Ergötzungen fühlen; als wenig, aus der Befriedigung dieses Triebs, immer das Gefühl der Vollkommenheit, für uns fließen würde.

Oder vielleicht darinnen, daß die Triebe der Geschäftigkeit, der Wißbegierde durch die Musik befriediget werden, und die Seele Gelegenheit bekommt, von Idee zu Idee überzugehen?

Oder nach Pouilly, in der mäßigen Anstrengung unserer Sinne und Kräfte, und dem Bewußtseyn derselben?

Oder endlich in der bloßen Bemerkung der Behaglichkeit und Gesundheit des Körpers, in die ihn die Tonkunst, durch das Spiel der Nerven, und ihre sanfte Einflüsse setzt?

In keinem Allein! Vielleicht in allen zusammen genommen, antworten wir.

Das Vergnügen, das wir der Tonkunst zu danken haben, ist so wenig getrennt einfach, als es die Quelle ist, woraus es uns zufließt.

Es bestehet, außer dem Antheil des Körpers, aus verschiedenen Operationen der Seele, die theils durch die Erschütterung des sinnlichen Organs, unterstützt werden, theils durch sie, den ersten Stoß und Antrieb erhalten.

Ich glaube, es wird der Mühe werth seyn, die Sache etwas weitläuftiger auseinander zu setzen.

Wir wollen uns zuerst an den italienischen Weltweisen wenden, den Meiners so glücklich kommentirte; er ließ sich am weitläuftigsten über diese Sache heraus.

Er beantwortet die Frage, **woher entstehet das sinnliche Vergnügen überhaupt**, also: — „es entsteht aus einem „**plötzlichen Verschwinden des Schmerzens**; wenigstens ein großer Theil derselben; und denn berechtigt die Analogie, zu „schließen, daß sie alle daraus entstehen werden; ist dieß, so muß es auch von der Tonkunst gelten können.„

Indeß, wie wir glauben, ist es ausgemacht; sollte man hier auf dem Weg der Analogie fort-

fortschließen können, so müßte schon an sich, das Uebergewicht, auf allen denen Vergnügungen seyn, die unbezweifelt, aus dem plötzlichen Aufhören des Schmerzens entstehen. Man müßte in den meisten Fällen unläugbar von dieser Wahrheit überzeugt seyn; die Fälle, wo es sich nicht bestimmt ausmachen ließe, müßten bey weitem die kleinere Zahl ausmachen: Sonst ließe sich der Schluß durch Analogie nicht anbringen.

Ein Umstand, an den, der ungenannte Weltweise nicht gedacht zu haben scheint.

Alsdenn freilich, — wäre dieser angenommene Grundsatz unbezweifelt, hätte die Tonkunst keinen andern Zweck, als kleine schmerzhafte Empfindungen zu erregen, und sie schnell wieder verschwinden zu lassen; der dieß am besten könnte, würde der größte Tonkünstler seyn.

Um eben die Quantität groß, würde alsdenn das Vergnügen seyn, das uns die Tonkunst gewährt, um welche es, das Bewußtseyn, von diesem plötzlichen Verschwinden des Schmerzens wäre.

Und man hätte hier nicht nöthig, die Richtigkeit dieses Grundsatzes, nach seiner allgemeinen Brauchbarkeit abzumessen, oder die

Frage aufzuwerfen, ob er auf alle Künste anzuwenden wäre? *)

Der ganze Fehler, den dieser scharfsinnige Philosoph begangen hat, scheint dieser zu seyn; daß er sich das Vergnügen der Tonkunst, so wie das Vergnügen überhaupt, blos isolirt ein-

*) Wir wollen im Vorbeygehen sehen, welchen Weg unser Aesthetiker ausgehe, seinen Lehrsatz zu unterstützen. Auf die Erheblichkeit seiner Gründe, muß das meiste ankommen.

1) „Die Erfahrung lehrt uns, daß ein gros„ser Theil sinnlicher Vergnügungen, in dem „plötzlichen Aufhören des Schmerzens bestehe; „man denke hier an eine Stillung die auf „Durst, an Sättigung die auf Hunger, an „Ruhe, die auf Ermüdung folgt.„

Die Beyspiele sind von der Classe der gröbern Empfindungen hergenommen; können sie, auf die zwey edlere angewendet werden? da sich bey jenen, die Auflösung, vielleicht nur durch das Bewußtseyn der Berührung der Organen erklären ließe?

Und denn, gesetzt die Kunst hätte es in ihrer Macht, schmerzhafte Empfindungen zu erregen; kann sie ihnen alsdenn, eine Auflösung, ein Verschwindenmachen des Schmerzens entgegen stellen, das dem vorhergehenden Schmerzen selbst, völliges Gleichgewicht hält?

Doch

einfach gedenkt; nur eine einzige einfache Quelle desselben annimmt, und alles aus seiner Hypothese herleiten will.

Doch es ist nach unserm Autor nicht einmal nöthig, daß die Tonkunst selbst diese Schmerzen errege; denn der Mensch befindet sich ohnedem immer in dem Zustand, kleiner, namenloser schmerzhafter Empfindungen, die aus einer Unordnung, aus einer Verwirrung der innersten Theile entstehen, und die da sind, ob wir gleich den Grund davon nicht einsehen, ihren Sitz nicht erkennen können.

2) „Die besondere Erfahrung in der Men„schengeschichte, scheint diesen Grundsatz zu „rechtfertigen. Der Mensch verschaft sich oft „unangenehme Empfindungen, um sie plötzlich „verschwinden zu lassen, und über dieß Ver„schwinden Vergnügen zu empfinden. Hieher „gehört der Gebrauch des Senfs, Tabacks, „des Tanzens.

„Freywillig übernimmt er oft Schmerzen, „wenn er groß in Ansehung seiner Dauer, aber „nicht heftig der Intension nach ist, um aus „dem plötzlichen Verschwinden desselben, Ver„gnügen zn empfinden. Hieher gehört das „Bergsteigen, das Schlittenfahren in der Kin„derwelt, das Beyspiel vom Berg Senis.„

Wenn sich aber der Mensch schon ohnedem immer in dem Zustand namenloser Schmerzen

Es ist unrichtig, daß das Vergnügen, das uns die Tonkunst gewährt, unzusammengesetzt, blos Produkt der Impression des sinn-

befindet, sollte er freywillig die Zahl derselben vergrößern wollen; da das Vergnügen, das er sich durch jene Schmerzen erkauft, weder in Absicht der Intension, noch Dauer, dem Schmerz selbst, gleiches Maaß hält? Wir zweifeln also, ob es mit dieser bestimmten Absicht der Uebernahme, seine Richtigkeit habe.

Was sich übrigens am Schluß aussetzen lasse, hat Meiners deutlich gezeigt.

3) „Der Niedergeschlagene, der also, der „sich in dem Zustand dieser schmerzhaften Em„pfindungen befindet, wird unendlich mehr „bey der Musik empfinden, als der starke, ver„gnügte, gesunde; dessen glücklicher Geist in „unaufhörlicher Bewegung ist, alles nur leicht „berührt, alles siehet, nichts untersuchet.„

Untersuchen, brauchen wir hier nicht; denn das Vergnügen beruhet, wie wir gesehen haben, auf dunklen Gefühlen. Wenn auch übrigens die Erfahrung dieß Urtheil bestätigen sollte, so würde blos folgen, daß jener Zustand von namenlosen Schmerzen, am fähigsten sey, die Seele in die beste Situation, der Theilnehmung, und des Hörens zu setzen.

Aber eben diese Erfahrung wird lehren, daß der Niedergeschlagene, nur fühlbar sey, für das,

sinnlichen Objects sey, blos in den Sinnen, blos in der Erschütterung derselben zu suchen sey.

Man muß es zwar nicht unabhängig von der Gesund- und Krankheit, aber doch in Verbindung mit andern gleichzeitigen Operationen der Seele, denken.

Deßwegen kann der Zweck der Tonkunst, nicht überhaupt darinnen bestehen, schmerzhafte Empfindungen zu erwecken, und sie schnell

das, was mit seinem Zustand in Verbindung stehet, nur das am liebsten höre, was seiner Niedergeschlagenheit neue Nahrung giebt; und daß er sich oft das Verschwindenmachen dieses Zustands verbitten würde.

4) „Die Schmerzen sind die Erfinderin der „Künste. Sie haben ihr Daseyn, ihre Cultur „dem zu danken, der sich in einem Zustand „schmerzhafter Empfindungen befand.„

Diese schmerzhafte Empfindungen mögen nun seyn von welcher Art sie wollen; entweder Resultate der Verachtung, Dürftigkeit ꝛc. oder der innern Unbehaglichkeit des Körpers; so ist es nach Sulzer viel wahrscheinlicher, daß ein, feinern Seelen angeborner Trieb zu sanften Empfindungen, ein höheres Bedürfnis des Vergnügens, das erst Folge von dem Befriedigten, der Nothwendigkeit war, sie, die Künste,

schnell wieder verschwinden zu lassen, und durch dieß Verschwinden die Seele zu ergötzen.

Deßwegen kann das allgemeine Grundgesetz, wornach der Künstler arbeitet, nicht überhaupt blos dieses seyn, die Sinne zu reizen, sondern sich der Seele so vortheilhaft einzuprägen, daß die inneren Kräfte derselben gereizt, ihre Fähigkeiten in Bewegung gesetzt, ihre Triebe gespornt werden; durch Ordnung, Schönheit, Größe, und Geschmack des Werks.

Für denjenigen, der sich gänzlich blos der Empfindung überläßt, blos gerührt seyn will

sie, die Töchter des Ueberflusses veranlaßt habe, und noch einzeln veranlasse; daß zwar in dem Zustand schmerzhafter Empfindungen (besonders, wenn ihre Quellen außer uns liegen) die Thätigkeit erweckt, der Trieb nach Vollkommenheit gereizt werden könne, aber daß um dieser Thätigkeit willen, der Mensch, um nichts mehr Beruf und Geschicklichkeit erhalten könne, im Felde der Künste zu arbeiten.

Von allen Empfindungen scheint die Fröhlichkeit, den ersten Schritt zum Gesang zu thun; und die Menschen haben einen allgemeinen Hang, die Gegenstände sinnlicher Eindrücke zu verfeinern.

will, ohne seine Vernunft im geringsten zu Rathe zu ziehen, ohne die Denkkräfte seiner Seele mit wirken zu lassen; kann die Musik keinen Werth und Reiz haben; sie ist für ihn blos Zeitvertreib.

Und giebt sie zwar auf diese Art in der Jugend Vergnügen; so geschiehet es durch den Reiz des neuen; aber nach und nach verliert es sich mit diesem Reiz; und wird im Alter ganz gleichgültig.

In empfindenden Wesen, die zugleich Gedächtniß, Einbildungskraft, und die Fähigkeit besitzen, in die Zukunft hinaus zu sehen, ist jede Freude zusammengesetzt, sagt Meiners. Deßwegen sind wir auch niemals im Stande die wahre Quantität von Vergnügen zu bestimmen, die ein gegenwärtiger, auf unsere Sinne wirkender Gegenstand, in uns hervorbringt, und hervorbringen würde, wenn wir blos empfänden, ohne uns zu erinnern, ohne voraus zu sehen, wenn wir außer der Sensibilität, weder Gedächtniß, noch Voraussicht hätten, und mit den gegenwärtigen Empfindungen, niemals angenehme Erinnerungen, oder Erwartungen, verbänden.

Die Nerven der äußern Sinne, die gegenwärtige angenehme Gegenstände für Vergnügen zittern machen, setzen andere mit ihnen ver-

verbundene Fiebern der Einbildungskraft in gleichförmige Bewegung: diese tönen gleichfalls, von ehemals empfangenen, und aufbewahrten Freuden wieder, und beyde fließen endlich so freundschaftlich, und augenblicklich zusammen, daß man unmöglich den Antheil entdecken kann, den Sinne und Einbildungskraft an unserer Wonne haben.

Der Italienische Weltweise schränkt also seinen Grundsatz zu eng ein, da er sich nur ein einfaches, unzusammengesetztes Vergnügen denkt, nur eine Quelle desselben annimmt, und andere Kräfte der Seele, von der Mitwirkung ausschließt.

Etwas wahres und brauchbares ist indeß doch immer an diesem Grundsatz! in etwas läßt sich immer das musikalische Vergnügen, in das Verschwinden des Schmerzens auflösen; die erste einfache Quelle, des, so zusammengesetzten musikalischen Vergnügens, das mit aus der zusammengesetzten Wirkung verschiedener Kräfte und Triebe der Seele entstehet, blieb indeß immer, das **Verschwinden des Schmerzens.**

Es ist nicht zu läugnen, daß der Mensch immer gewisse namenlose Schmerzen empfinde; weil er immer irgend ein kleines Verbrechen, eine Unordnung, eine Zerrüttung in seinen

nen innersten Theilen hat. Der Grund davon läßt sich freilich nicht angeben; der Sitz dieser Leiden nicht bestimmen.

Es ist eben so wenig zu läugnen, daß aus dem Verschwinden dieses Schmerzens — Vergnügen entstehen müsse; und daß die Tonkunst, in so ferne sie das Vermögen habe, diese Schmerzen verschwinden zu machen, auch dadurch zugleich eine Quelle des Vergnügens eröffne.

Und sie hat dieß Vermögen; sie kann durch ihren Einfluß auf das Nervensystem, nicht nur überhaupt, den Körper in einen Zustand von Behaglichkeit setzen: — denn wird ein Glied des Körpers, von einem Gegenstand sanft gereizt, so pflanzt sich die Wirkung davon, vermöge der Verbindung im Körper, bis auf die entferntesten Gliedmaßen fort; der ganze Ton des Körpers wird harmonisch, und der Körper ist nach dem Genuß der sinnlichen Wollust, wohl und gesund — sondern sie kann, den verdorbenen Ton desselben wieder herstellen; sie kann das Verwirrte, wieder in Ordnung bringen, wie wir unten, wenn wir vom Einfluß der Tonkunst in die Gesundheit reden, weitläuftiger zeigen werden.

Sie kann also schon vorhandene, geheime, namenlose Schmerzen des Körpers verschwinden

den machen, sie mögen entstanden seyn, woher sie wollen, — und die Seele, die sich über diesen Zustand der Vollkommenheit ihres Körpers, als Zuschauerin freut, in den Zustand der Wonne versetzen.

Aber sie kann noch mehr; sie kann solche kleine schmerzhafte Empfindungen selbst entstehen lassen, und sie wieder tilgen; und hier wird sie also eine zweifache Quelle des Vergnügens; ja sie würde, oft schlechterdings gar keinen Werth haben, wenn sie nicht manchmal, solche Empfindungen entstehen ließe.

Man ist durchgehends überzeugt, daß gewisse Mißlaute, Töne, falsch fürs Ohr, wahr fürs Herz, wie sie ein Franzoß nennt, — Dissonanzen, Bindungen; wesentliche Stücke einer Musik sind.

Eben so gewiß ist es, daß es der Tonkünstler in seiner Macht habe, durch diese Dissonanzen, das Herz, in den Zustand namenloser Schmerzen zu setzen.

Oft entstehen diese Schmerzen, aus einer ängstlichen Erwartung. Diese falschen Töne liegen gewissermaaßen, außer dem Ideengang der Seele, und kränken sie, dadurch daß sie dieselbe in ihrem ruhigen Gang stören.

Löset sich nun die Dissonanz in Consonanz auf; entwickelt sich die Bindung; so verschwindet dieser namenlose Schmerz, so empfindet die Seele Vergnügen.

Man muß sich freilich hüten, diesen Schmerz, mit dem erstern, der aus Zerrüttung des Körpers entsteht, in eine Klasse zu werfen.

Nahmenlos sind diese Schmerzen, das heißt: wir haben nur ein dunkles Gefühl, und keine deutliche Vorstellung derselben.

Aber so mußte auch dieses Gefühl seyn. Wäre es nicht dunkel, so würde dieser Zustand zu peinlich werden; die plötzliche Verschwindmachung desselben stünde der Kunst nicht mehr zu Gebot; er würde wenigstens, noch immer gewisse peinliche Rückerinnerungen, zurücke lassen.

Und so liegt denn die erste Quelle, des musikalischen Vergnügens — (überhaupt, jeder sinnlichen Freude) im Körper.

Er wird durch die Tonkunst in den Zustand der Behaglichkeit gesetzt.

Die Quelle des musikalischen Vergnügens, läßt sich ursprünglich, auf eine Wiederherstellung, des Tons im Körper, auf eine süße Wallung des Geblüts, und verschiedene angeneh-

nehme Bewegungen der Gliedmaßen zurücke führen.

Beym anschauenden Erkennen einer Vollkommenheit sagt Moses, finden wir im Körper, Spiel der Nerven, Wallung des Geblüts, Bewegung der Gliedmaßen, die alles Vergnügen begleiten.

Aber nicht genug, daß die Tonkunst das Wohlseyn des Körpers befördert; so bleibt die Seele nicht müßig dabey; sie erhält eine Vorstellung dieser körperlichen Vollkommenheit, sie freut sich darüber, und hier entstehet eine neue Quelle des Vergnügens.

Der Körper selbst, ist also eine Quelle der Lust. Er schmeichelt den Trieben der Vollkommenheit, und sie, aber nicht die angenehme Empfindung, ist in dem Wesen eines Geistes unmittelbar gegründet. Er versetzt die Seele, in den Zustand, angenehmer sinnlicher Eindrücke, und in diesem Zustand, verschaft er ihr, tausend Begriffe und Vorstellungen, seines Wohlseyns, seiner Gesundheit, seiner Vollkommenheit.

Da ein solcher Zustand, ihr eine längere Dauer, eine grössere Thätigkeit, eine wirksamere Realität verspricht, und ihren Wünschen, dadurch zugleich entspricht, so muß sie natür-

türlich über diesen Zustand, Vergnügen empfinden; (bejahende Merkmale einer Sache, sind immer angenehm).

Diese Vorstellung der Seele von Vollkommenheit, wird freilich immer undeutlich seyn; weil sie das innere Gebäude des Körpers nicht übersieht, und die Art und Weise, der Einwirkung sinnlicher Gegenstände nicht kennt; aber darum ist sie nicht minder lebhaft. *)

Es ist ferner nicht zu läugnen, daß ihr, durch die Wahrnehmung dieser Vollkommenheiten, die sie so nahe angehen, kein geringer Grad, eigener Vollkommenheit zuwachse, daß ihre Empfindungen dadurch, überhaupt lebhafter werden, daß sie dadurch desto fähiger werde, aus verschiedenen Zuständen, die erforderlich sind, selbst mit zu wirken, und ihre Kräfte anzuwenden.

Und somit wäre diese Wahrnehmung körperlicher Vollkommenheit, auf Sei-

*) Dieß alles kann im Körper vorgehen; er kann durch die Lust in einen Zustand von Behaglichkeit gesetzt werden; er kann die Seele, durch das dunkle Gefühl davon ergötzen, ohne daß sich noch andere Kräfte der Seele mit ins Spiel, sollten gemischt haben.

ten der Seele, eine neue Quelle des musikalischen Vergnügens.

Man muß sich aber hüten, aus dieser dunklen Vorstellung von Vollkommenheit, mehr zu machen, als sie seyn kann, und sie nicht für die einzige Quelle des Vergnügens ausgeben; man würde sonst zu viel auf Rechnung der Seele bringen.

Man muß eben so sehr, den entgegengesetzten Abweg vermeiden, zu viel, oder alles, auf Rechnung des Körpers und des Nervenspiels zu schreiben; denn es ist ausgemacht, daß die abgezogene Vorstellung von Vollkommenheit, tausend Quellen des Vergnügens eröffne.

Indeß glauben Männer, die diese Behauptung schon gethan, nur eine einfache Quelle des musikalischen Vergnügens angenommen, und diese Quelle im Körper gesucht haben, folgende Erfahrung auf ihrer Seite zu haben. Empfinden wir nicht Vergnügen, fragen sie, wenn wir Vögel singen, Wiederschalle ihnen antworten, Bäche murmeln, Flüsse rauschen, Westwinde durch das Rohr säuseln hören? kommt dieß Vergnügen nicht blos auf Rechnung des Körpers? Nicht derjenigen — seiner bloßen Sensationen?

Das Vergnügen, über diese Gegenstände empfunden, läugnen zu wollen, würde heissen, sein eigenes Herz lügen strafen. Allein es ist noch nicht so erwiesen, daß es blos, auf Rechnung des Nervenspiels und Kützels komme, und — wie es für die blos einfache Quelle des musikalischen Vergnügens etwas beweisen könne.

Unsre Empfindung bey der Musik, ist im Grunde, nicht die Empfindung bey diesen Gegenständen;

Nicht das eigentlich musikalische jener murmelnden Bäche, jenes lispelnden Laubs, ist das, was uns dieß Vergnügen verursacht.

Auch hier ist die Quelle unserer Freuden zusammengesetzt; auch hier reihet sich so manche Idee an Idee an, auch hier durchlaufen sich so viele Operationen der Seele, daß das, was man eigentlich auf Rechnung dieser Vögel, dieser Bäche, dieses Laubs, bringen könnte, sehr klein, und unbeträchtlich seyn würde.

Da die Bewegungen, sagt Home, welche von verschiedenen Gegenständen einer schönen Landschaft, als Thäler, Ebenen, Flüsse, Berge, Bäume, in einem hohen Grad, gleichartig sind, indem sie, ohne Zwang, und sanft, in denselben Ton der Seele gleichsam ein-

stimmen, so ergötzen sie ungemein in ihrer Verbindung, und diese multiplizirte Wirkung, empfindet man selbst bey Gegenständen, von verschiedenen Sinnen, wie wenn man in einer schönen Gegend, zugleich die Musik der Vögel hört, und den Geruch der Blumen riecht.

Wo die Ursachen des Vergnügens genau mit einander verbunden sind, werden die gleichartigen Bewegungen, die sie hervor bringen, als eine zusammengesetzte Bewegung empfunden; und das Vergnügen der Harmonie, wird bey verschiedenen, gleichartigen Bewegungen empfunden, die von einander unterschieden sind, und sich dennoch in der Seele, sanft mit einander verbinden. *)

Das oben bestimmte Vergnügen flösse also, aus einer multiplizirten Wirkung gleichartiger Gegenstände der schönen Frühlings Natur.

Aber es ist noch ein Trieb in der Seele, dem durch diese Scenen, besonders geschmei-

chelt

*) Zwey Gegenstände, sagt Kästner, die in unsere sinnliche Werkzeuge, auf einerley Art, wirken, sind für unsere Empfindung einerley, so unterschieden sie auch immer an sich selbst seyn mögen.

chelt wird; dieß ist der Trieb nach Unterhaltung, Geselligkeit, Beschäftigung. Jene rieselnde Bäche, jene murmelnden Flüsse, jene rauschende Zweige, interessiren gewiß auch, auf Seiten ihrer Bewegung, ihres Lebens, ihrer Geschäftigkeit.

Selbst die Erquickung, die der Beobachter, bey diesem lauen Lüftgen empfindet, das in die Blätter rauscht, muß Antheil haben, an dem Vergnügen, das er über dieß Rauschen, zu empfinden scheint.

Wir kommen auf eine dritte Quelle des Vergnügens, in der Musick.

Es ist die Wahrnehmung idealischer Vollkommenheiten.

Es ist ausgemacht, daß die bloße Perception der Veränderungen in den äußerlichen Werkzeugen, nicht die einzige Quelle, der sinnlichen Lust, oder Unlust seyn könne; sondern sie giebt den innersten Empfindungen, Trieb und Anlaß, sich ihr beyzugesellen. Also wirken die Denkkräfte, die Begriffe, die Ideen mit.

Das Verstehen der Musik, sagt Aristoxenus, beruhet auf Gefühl und Gedächtniß. Denn wir müssen die Töne nicht nur in dem Augenblick fühlen, da sie unser Ohr treffen, sondern uns auch derer erinnern, die es vor-

hero schon getroffen haben, um sie mit einander vergleichen zu können: sonst können wir kein Vergnügen, über Melodie empfinden.

So nach wäre diese neue Quelle des Vergnügens, die sinnlich vollkommene Vorstellung des Objects. Diese Vorstellung wäre das Wesen der Künste; das Mittel des Wohlgefallens.

Die sinnliche Uebereinstimmung aller Theile unter sich, ihr Verhältniß zum Ganzen; eine, in die Sinne fallende Ordnung und Regelmäßigkeit, das Verhältniß der Töne; die glückliche Nachahmung, und nicht nur Nachahmung, sondern selbst der Vortrag, der Ausdruck der Empfindungen und Leidenschaften, durch Töne, die ihnen natürlich sind, durch Verbindungen, die sich für sie schicken, dieß ist's, was hier auf Seiten der Seele eine neue Quelle des Vergnügens entdeckt.

Und zwar nach Moses, eine doppelte, eine, der Schönheit; in den leichten Verhältnissen der Schwingungen, in der Verbindung der Theile, in Beschäftigung der Geisteskräfte, in Zweifeln, Vermuthen, Voraussehen.

Eine zweyte der Vollkommenheit. Im Nachahmen menschlicher Leidenschaften,

der

der künstlichen Verbindung zwischen Uebellauten, der Auflösungen.

Alle diese Stücke vereinigen sich, das Bestreben der Seele, neue Begriffe hervor zu bringen, zu befriedigen, und machen ihr nach Pouilly, durch das mäßige Anstrengen ihrer Kräfte, Vergnügen. Dem Trieb nach Thätigkeit, nach Geschäftigkeit wird geschmeichelt; zumal, da die Seele, für zwey großen Abwegen gesichert ist, für Ermüdung, und Ekel.

Ferner entdeckt sie hier lauter positive Größen, lauter bejahende Merkmale, und diese sind immer angenehm, wenn sie anschauend erkannt werden.

Sinnliche Vollkommenheit gefällt also schon, um ihrer selbst willen.

Aber drittens wird der Seele hiebey noch geschmeichelt, durch das Gefühl ihrer eigenen geistigen Vollkommenheit. Sie bemerkt mit Vergnügen, das Maaß ihrer Kräfte, und Einsichten: mit Vergnügen, daß sie im Stande ist, diese Vollkommenheiten einzusehen, und zu empfinden. Dieß Gefühl schmeichelt ihrem Stolze, und erhebt sie nur um desto höher, je mehr sie Schwache und Fühllose um sich her bemerkt, für welche die Reize der Tonkunst verloren gehen.

Hier läßt sich zugleich die Frage sehr leicht beantworten; was erleichtert dem Künstler so oft seine Mühe; was macht ihn oft so unverdrossen? Was läßt ihn selbst mit so viel Vergnügen arbeiten? was macht ihm seine Kunst zum Lieblingsgeschäfte?

Nicht allein die Hoffnung, durch Belohnung seinen Zustand zu verbessern; sondern auch das Bewußtseyn, zum Glück, zum Vergnügen seiner Mitmenschen zu arbeiten; und das schmeichelnde Gefühl seiner Größe, das ihn während der Arbeit nicht verläßt: an dieß gränzt freilich die Hofnung von Ehre, Lob, und Belohnung.

So wie sich der Künstler aus diesen Gründen, unsern Beyfall, unser Lob, unsre Achtung, immer versprechen darf, so gewährt die Empfindung davon, unserm Herzen selbst, Vergnügen; um so mehr Vergnügen, je größer die Vollkommenheit des Künstlers ist.

Diese Vollkommenheit des Künstlers, ist allemal größer, als die Vollkommenheit der Aehnlichkeit des Objects mit dem Urbilde, sagt Moses.

Größer: — Aehnlichkeit mit dem Urbild ist blos eine einfache Vollkommenheit; aber die Fähigkeiten des Künstlers, der daran ar-

arbeitet, sind zusammengesetzte Vollkommenheiten. Die Kunst ist blos Abdruck davon; Abdruck seiner ganzen Seele. Deßwegen ist sie auch würdiger. Denn die Vollkommenheiten der Fähigkeiten, sind Vollkommenheiten der Vernunft. Die Vollkommenheit der Aehnlichkeit, ist blos Vollkommenheit lebloser Dinge.

Eine gemahlte Landschaft gefällt uns besser, als eine in der Camera obscura.

Das Vergnügen sinnlicher Vollkommenheit, wird also noch durch die Rücksicht auf die Vollkommenheiten des Künstlers vermehrt; um so mehr vermehrt, je mehr wir Genie, je weniger wir blos kalten Fleiß, und Gedult erblicken. Denn Genie ist Vollkommenheit aller Seelenkräfte.

Wie viel würde selbst die Natur verlieren, wenn wir sie, für ein Werk des bloßen Zufalls hielten, und nicht immer mit Rücksicht auf die Größe ihres Meisters betrachteten.

Unter diesen stillen Erwartungen, und Voraussetzungen, scheint der Künstler auch immer zu arbeiten.

Setzt den größten Künstler, auf eine einsame, unbewohnte Insel, gebt ihm keine Hofnung, daß sein Produkt jemals bekannt werden werde; laßt ihn blos für sich selbst arbei-

heiten, das Gefühl seiner eigenen Geschicklichkeit, wird hier nicht allsättigend für ihn seyn können. Er wird wünschen, daß es andere Menschen auch fühlen sollten; kurz er wird sich Zeugen wünschen.

Das Entzücken jenes Meßkünstlers, das ihn nackend aus dem Bade springen, und wie trunken durch die Straßen seiner Stadt laufen ließ, entstand doch ganz gewiß, aus diesem Vorgenuß, aller derer Freuden, die er von der Achtung seiner Mitbürger, und Belohnung seiner Verdienste hoffen konnte; freilich, das Bewußtseyn eigener Geschicklichkeit, war gewißermaaßen die Quelle, dieses Vorgenusses.

Aber die Bemerkung der Fähigkeiten und Geschicklichkeiten des Künstlers, ist es nicht allein, die uns bey diesem Gefühl der sinnlichen Vollkommenheit schmeichelt, weil sie in dem Bild, der allgemeinen Menschengröße, zugleich das unsrige mit entwirft, und uns durch die Triebe der Freundschaft gegen den Künstler, erquickt; sondern auch die Bemerkung der Güte seines Characters, seines Herzens, seiner moralischen Größe, ist es.

Es ist leicht auf den Charakter eines Künstlers zu schließen, theils aus dem Gegenstand, den er zu seiner Bearbeitung erwählt, theils der Art und Weise der Bearbeitung selbst: und die Seele ist überaus aufgelegt, diese Vergleichung, in den Augenblicken der sinnlichen Perception zu machen.

Und es ist leicht begreiflich, daß, je mehr das gute Herz, die Fähigkeiten des Verstandes, am Werth überwiegt, um so mehr, die Entdeckung derselben, die erstere Entdeckung von den Fähigkeiten des Künstlers, an Interesse überwiegen müsse.

Man nehme das Baurenstück eines Teniers; die Arkadische Landschaft eines Bouchers; die erhabene Geschichte eines Raphaels; liefern sie nicht Fingerzeige genug, nicht nur, auf den verschiedenen Geschmack dieser Künstler zurück zu gehen; dieß hieße am Ende, nichts gesagt; sondern auch die verschiedene Abstufungen des Characters, wahrscheinlich darnach, zu bestimmen?

Der gedrängte feierliche Styl eines Jomellis, verbürgt uns überhaupt, eben so sicher, das feurige cholerische Temperament; das Gefühl fürs Große, Erhabene: als wir aus

den

den weichen Melodien eines Grauns, auf sein weiches, sanftgestimmtes Herz schließen.

Wenn wir sanfte, rührende, hinschmelzende Melodien hören, so ist nichts leichter, als daß wir sie, wie baare Münze, für das eigene Gepräge, des guten, sanften Herzen, des Componisten, annehmen: — sie, für wahren Abdruck seines Herzens halten; und noch mehr Triebe, der Freundschaft, und der Liebe gegen ihn fühlen.

Ja ganz gewiß sind es hier, reine Triebe der Liebe, und des Wohlwollens! so wie es im erstern Fall, da, wo wir die Kunst, nur in Rücksicht, auf Künstlers Fähigkeit denken, blos Triebe der Hochachtung, und Ehrerbietung sind.

Welche erquickender fürs Herz sind? ist keine Frage.

Noch eine Quelle des musikalischen Vergnügens, möchte man vielleicht in der **Zusammenstimmung, musikalischer Bewegungen, mit ähnlichen Bewegungen der Lebensgeister**, finden.

Die Quelle möchte Sympathie seyn. Die Wirkung beruhte vielleicht auf mechanischen Gesetzen.

Webb hat diese Bemerkung in Beziehung auf die Dichtkunst schon sehr erheblich gefunden.

Plötzliche Uebergänge in der Musik reissen uns fort.

Eine allmähliche Zunahme und Wachsen der Töne erhöhet die Lebensgeister

Eine allmählige Abnahme schlägt sie nieder.

Ein, in die Länge gezogener Ton, mit einer gewissen Schwäche in der Bewegung, verbunden, ist ein glücklicher Ausdruck der Betrübniß.

Tiefe Töne schlagen die Lebensgeister nieder

Und in der That, die Dichter haben sich immer dieser Bemerkungen, mit Vortheil zu bedienen gewußt; da sie schon durch Worte, alle die Begriffe nachzuahmen suchten, welche entweder, auf Schall, oder Bewegung eine natürliche Beziehung haben. *)

„Pro-

*) Nachahmungen des Schalls, wirken durch eine offenbare Aehnlichkeit in den Worten: Aechzen, seufzen, winseln, zischen, krächzen, heulen ꝛc.

Nachahmungen der Bewegung finden sich in den Worten, kleben, klimmen, schwingen,

„Procumbit humi bos.
Virgil.

„longasque in fletum ducere voces.„

„In grauenvolle Tiefe niederdrückt.
Salomo.

„Dumpf tönt durch das Grau'n der Nacht daher der Wagen des Todes.„
Hermannsschlacht.

Wirkungen, die der Seele allemal angenehm seyn müssen, entweder wegen entdeckter Aehnlichkeit, oder einer ruhigen Beschäftigung, die sie nicht anstrengt.

Die letzte Quelle des Vergnügens, das uns die Tonkunst gewährt, möchte man endlich

gen, die Liebe ist einschmeichelnd, der Zorn entflammt, der Stolz bläht auf.

Mit vereinter Gewalt des Schalls, und der Bewegung, wirken sie, in schluchzen, klatschen, krachen, bersten. ꝛc.

Bey einigen wird das Organ selbst in die beschriebene Bewegung gesetzt, und verrichtet die Operation selbst: knirschen, lispeln, gähnen.

endlich in der Rückerinnerung, oder überhaupt in der, durch sie in Thätigkeit gesetzten Imagination, finden.

Wir haben oben gesagt, die Nerven der äußern Sinne, die durch gegenwärtig angenehme Gegenstände erschüttert werden, setzen andere, mit ihnen verbundene Fibern der Einbildungskraft, in gleichförmige Bewegung, diese tönen gleichfalls, von ehemals empfangenen, und aufbewahrten Freuden wieder.

Kraft derselben wird der Mensch also ganz wieder in die vorige glückliche Situation gesetzt, die er sich so herzlich wünschte.

Die bildende Kunst hat es lange nicht so sehr in ihrer Gewalt, diesen Wunsch zu befriedigen.

Ein entscheidendes Beyspiel mag die Sache erklären.

Als zu Valladolid in Spanien, 5 Schweizer Soldaten den sogenannten Kuhreihen, (Rens de Vache) von einem ihrer Landsleute, auf einem Thurm spielen hörten, bekamen sie alle das Heimweh, und mußten entlassen werden.

Ein ähnliches hat sich mit weit mehr Schweizern, in Holland zugetragen.

Bekannte Töne des vaterländischen Horns hören, und zugleich zu Hause seyn, sich lebhaft das reizende Bild, der frohen, geseegneten, und ruhigen vaterländischen Gegenden, vorstellen, das ganze Glück der Ruhe, der Unabhängigkeit fühlen; dieß war im Augenblick. *) Einer

*) Man kann diese Sehnsucht der Schweizer, nach einer philosophischen Bemerkung Herrn Meiners, sich sehr faßlich erklären. Ich glaube folgende Zergliederung gehört hieher.

Sehnsucht ist das Verlangen, nach verlornen Gütern, und Vergnügungen, deren Fortdauer, und Genuß, wir noch länger gewünscht hätten

Angenehm ist die Sehnsucht, theils durch Erinnerung der Freuden, die ein verlornes Gut uns schon gegeben hat, theils durch die schmeichelnden Vorstellungen der Vergnügungen, die sie uns noch künftig hätten verschaffen können: peinlich hingegen durch das Bewußtseyn, daß wir es nicht mehr besitzen, daß wir durch seinen Verlust, nicht nur schon viele Freuden eingebüßt haben, sondern auch künftig noch einbüssen werden.

Diese Sehnsucht verliert dann und wann fast alle Bitterkeit, wenn nemlich zu gewissen Zeiten, der Gedanke des Mangels, und Verlusts, das

Eine Wirkung, die die Mahlerey durch die getreueste Vorstellung jener glücklichen Landschaft, nicht hätte zu wege bringen können!

Töne erinnern uns also nicht nur allein, an ehemals empfundene, ähnliche Töne; sondern auch an den ganzen Zustand, in welchem wir uns ehemals zu gleicher Zeit befunden haben.

das Bewustseyn unseres gegenwärtigen Zustandes, fast ganz dunkel wird.

So bald aber die herumschweifende Phantasie wieder heimkehrt, und der Unglückliche anfängt, seinen gegenwärtigen Zustand, mit dem vergangenen zu vergleichen, so verschwindet die Täuschung, und er stürzt, mit einem desto schmerzlichern Fall, in das entsezliche Gefühl seines Mangels zurück. Verlorne Güter und Glückseligkeiten, schäzt er als gegenwärtige Uebel und wirkliches Elend, und das daraus entstehende Trauren wird um so heftiger, je lebhafter die Vorstellung vom verlornen Gut, und das daraus entspringende Vergnügen ist.

Die Erinnerung vergangener Güter und Freuden erweckt Traurigkeit, wenn wir glauben, sie nicht lange genug genossen zu haben; und sie daher gegenwärtig wünschen, um sie noch länger zu genießen. Hier macht uns die Sehnsucht unfähig, selbst das gegenwärtige Gute zu genießen.

Hier associiren sich also in einem Nu, viele Ideen, zur sinnlichen Empfindung.

Und so verhielte sich die Seele beym sinnlichen Vergnügen, nicht nur allein leidend sondern auch thätig.

So nach bestünde dieß Vergnügen nicht nur allein im angenehmen Nervenspiel, sondern auch in gleichzeitigen zugesellten Ideen: die sinnliche Perception, wäre gewissermaaßen nur Veranlassung für die Seele, verschiedene ihrer Kräfte aufzufordern, und handeln zu lassen: und der Grund des Vergnügens wäre hauptsächlich in der positiven Kraft derselben zu suchen.

Freilich, dieser Anwendung ihrer Kräfte, dieser selbst eigenen Operationen, ist sich die Seele selten bewußt: sie kann den Antheil nicht deutlich denken, den sie selbst, durch Mitwirken, am sinnlichen Vergnügen hat.

Aber dieß ist Glück für sie! Glück, daß in dem Augenblicke des Genußes, sich alle einzelne Begriffe verdunklen.

Wir sind zwar weit entfernt, das dunkle Gefühl überhaupt, für die Quelle aller frölichen Empfindungen ohne Ausnahme, anzugeben; oder ihm, als dunklem Gefühl diese Annehmlichkeiten beyzulegen.

Aber

Aber in diesem Stand der Eingeschränktheit, kann die Deutlichkeit einzelner Begriffe, nicht wohl neben dem Genuß des reinen Vergnügens bestehen, sie würde es unkenntlich machen.

Ueberlasse dich also blos dem Genuß! empfinde blos. Zergliedre nie in den Augenblicken des Genusses die einzelnen Begriffe; nie den Antheil, den die Denkkräfte deiner Seele, am Vergnügen haben. Suche nie deine Empfindungen zu reinen deutlichen Vorstellungen aufzuheitern. Du mußt dich in dem Zustand einer gewissen Verwirrung befinden; diese muß dir die Lust des Auszirkelns benehmen! Ueberlasse das Geschäft der Zergliedrung, dem Philosophen, dem Aesthetiker, auf seiner Studierstube.

Denn — ewig wahr bleibts: eine Empfindung in einzelne zerlegt, aus denen sie zusammengesetzt ist, hört auf dieselbe zu seyn; und das Vergnügen des Genußes, beruhet auf dunklen Gefühlen.

II.

Vortheile, Einflüße der Musik

Oft eben so viel Quellen des Vergnügens.

Gewiß ist die Musik, eine der allerersten Erfindungen. Die Natur konnte den süßen Wonnetrank des Lebens nicht lange versagen; es mußte ihr selbst daran gelegen seyn, ihren Kindern des Lebens Lasten zu versüßen, und täglich dafür die tausend, tausend Segungen einzuerndten.

Sie macht keinen Unterscheid. Mit eben der Hand, mit welcher sie den Göttern dieser Erde, oft den Taumelbecher darreicht, reicht sie dem Bewohner der bemooßten Hütte, seinen kleinern Freudentrank.

Dadurch giebt sie so tausend frohen Muth bey den Geschäften des Lebens, dadurch versüßt sie; so oft die Leiden desselben, dadurch erleichtert sie die Arbeit.

Ihr

Ihr werdet die reichsten Belege zu dieser Wahrheit bey dem glücklichen Landvolk finden können.

Täglich sieht man die Einwohner niederer Hütten von der Arbeit zurücke kommen, unter Gesang, unter dem Schall des Flascheolets, und der Pfeife.

Gehet hin zum Ackersmann, wenn er, schweißvoll seine Furchen zieht! gehet hin zum Schnitter in den brennenden Ebenen! — zum fleißigen Weingärtner auf seinen Hügeln! zum Schäfer bey seinen Hürden; zu Fischern besucht den Schmidt unter seinen Flammen!

Singt nicht alles? — alles den Kummer sich vom Halse? alles sich frohe Gefühle ins Herz? vergißt nicht alles, in diesen glücklichen Augenblicken, der Lasten des Lebens?

Merkwürdig ist die Gewohnheit in Champagne. Da gehen die Leser mit ihren Körben, und stellen sich in eine Reihe unten am Berg. Der Führer fängt ein Lied an: die andern antworten im Chor; und eilen damit an die Reben. Immer wird fort gesungen, und gescherzt.

Diese Erscheinung wird man zwar in jedem Weinlande bemerken. Allein in Champagne

pagne scheint sie beynahe zum Gesez geworden, und durch Ordnung geadelt zu seyn.

So wahr ist es, was Quintilian sagt: „Musicam natura ipsa videtur, ad tolerandos facilius labores, velut muneri, nobis dedisse,“ und tausend Opfer, werden ihr täglich auf ihren Altären, für dieses Geschenk dargebracht.

Aber so manche Erquickung gießt sie auch in das Herz der Leidenden; *) so manche der unzufriedenen Stunden wird auf den Flügeln der Harmonie, entführt; so mancher Kummer gemildert; wäre dieser Trost dem Elenden versagt, wie weit größer würde oft die Summe seines Elends seyn!

Ich kann hier eine Anekdote nicht unberührt lassen, die mich immer zu Thränen rührt. Sie ist vom unglücklichen Schubart.

Ein Offizier wohnte gerade über seinem Gefangenzimmer auf dem Asperg. Dieser hatte

*) Musik kann den grausamsten Schmerz besänftigen, und die strengste Wuth des Schicksals entwaffen. Musik kann Kummer in Freude verwandeln, und Verzweiflung, und Raserey, gefälliger machen: sie kann die Freuden der Erde vergrößern, und von der Glükseligkeit des Himmels Vorschmak geben.

Pope.

hatte eine Tochter, die sehr viel Talente zur Musik, besonders zum Singen, und eine angenehme Stimme hatte.

Louise lag oft Stundenlang am Fenster, und sang allerley schöne Oden und Lieder.

Schubart horchte ihrem reizenden Gesang, fühlte seine beklemmte Brust erweitert, und vergaß das Klirren seiner Ketten. Er dankte es ihr in der Folge mit Thränen, und sagte, es wäre ihm, unter ihrem Gesang gerade so gewesen, als wenn ein Engel vom Himmel seiner müden Seele, Trost zu gelispelt hätte.

Wie entscheidend müßte dies Zeugniß seyn, wenn das unsers Herzens, nicht noch entscheidender wäre!

Und schon bey den ältesten Völkern finden wir Spuren, daß sie die Tonkunst, für ein kräftiges Lindrungsmittel, der Schmerzen, und der Traurigkeit hielten.

Sie, diese Kunst wurde immer herbey gerufen, das, über den Tod der nächsten Freunde blutende Herz zu erquicken, und den Kummer zu lindern.

Homer, Ovid, der Talmud, und der Targum des Jonathans, führen Beyspiele davon an, und selbst das Neue Testament unterstützt sie. „Und als er in des Obersten Hauß kam, und sahe die Pfeifer, sprach er:

 wei-

weichet, denn das Mägdlein ist nicht todt, sondern schläft nur. Matth. 9.»

Eine Gewohnheit, die sich zum Theil noch bey einer gewissen christlichen Secte, erhalten zu haben scheint.

Deßwegen glaubte Aristoteles mit den Alten, sie habe eine Kraft, die Schärfe der Strafen zu mildern, und schreibt bey solchen Fällen, ihren Gebrauch der Menschlichkeit zu.

Die Tyrhenier, sagt er, geißeln nie ihre Sclaven, als beym Flötenspiel, welches sie, als einen Beweiß der Menschlichkeit ansehen, die Schärfe der Strafe zu mildern, und dem Schmerzen einiges Gegengewicht zu geben: — auf dreyrudrigen Schiffen, war allemal ein Tibicen, um, nicht nur den Takt zu jedem Ruderschlag anzugeben, sondern auch, um die Ruderknechte zu erheitern.

An diesem Zweck der Anwendung, läßt sich also nicht wohl mit Grunde zweifeln.

Denn die Tyrhenier wollten hier ausdrücklich einen Beweis ihrer Menschlichkeit geben; und in Absicht der Ruderknechte, trennt Iulius Pollux ausdrücklich, die Absicht des Taktschlagens, von der Absicht des Erheiterns.

Freilich, glaubt Eschenburg, die Preussen liefen jezt, aus ganz andern Ursachen, Spizruthen.

Das mag seyn; nur gefällt uns sein Grund nicht. Er ist von der Lustigkeit der Musik hergenommen. Denn lustig, glauben wir, müßte sie gerade in dem Fall seyn.

Eine melancholische, traurige, würde der Betrübniß, nur mehr Nahrung geben.

Mit Recht, gehört die Tonkunst, in die Classe der edelsten Unterhaltungen, und Zeitvertreibe.

Sie gewährt uns in unsern Zimmern, ein schon so edles, mannigfaltiges, sättigendes Vergnügen, daß sie uns dadurch, von tausend geldkostenden, oft Gesundheit störenden, oft unedlen Zeitvertreiben, abhält.

Nur denn, wenn wir fühllos wären für die Reize der Tonkunst; *) wenn wir die Geschicklichkeit nicht besäßen, uns durch eigene Ausübung der Kunst zu unterhalten, und unsere Muse auszufüllen: denn würden freilich jene Zeitverderbliche, unnütze, kostbare Zeitvertreibe, und Unterhaltungen, Bedürfniß

*) Was hier von der Tonkunst gesagt ist, gilt von der Kunst überhaupt.

niß für uns seyn, weil uns keine Wahl mehr übrig bliebe.

Glücklich ist der Mann, der ganz seine Unterhaltung in der Gesellschaft der Künste findet! sie werden ihn in steter Geschäftigkeit erhalten, für langer Weile bewahren, und die dauerhaftesten süßesten, wohlfeilsten Freuden gewähren. Er wird sich über alle erhaben; er wird sich in seinem Adel fühlen.

Zu diesem Gefühl der Würde, das aus dem Bewußtseyn der bessern Auswahl von Unterhaltung und Zeitvertreib entstehet, und nothwendig entstehen muß, gesellt sich die süße Selbstzufriedenheit, die aus dem Gefühl eigener Geschicklichkeit, und Kräfte, entstehet.

Jede Ausübung der Kunst selbst, ist Abdruck unserer Größe. Wir bemerken mit Wohlgefallen unsere Kräfte; wir empfinden Vergnügen, und einen heimlichen süßen Stolz, über unsere Geschicklichkeiten.

Hiernächst gewährt sie die beste Erholung.

Jede Uebung des Verstandes wird endlich schmerzhaft, denn Anstrengung spornt die Seele zu sehr, und ermüdet sie. Die Unterlassung dieser Uebung, würde zwar diesen Schmerz allmählig vertreiben, aber sie würde die Seele nicht sogleich erquicken; denn die Unterlassung

sung an sich selbst ist keine Schadloshaltung, die um eben die Quantität erquickend wäre, um welche der Schmerz, der aus anhaltender Anstrengung entstand, drückend war.

Die Seele müßte also, durch einen allmähligen Uebergang, erst in diese Ruhe versezt werden, da ihr ohnedem, eine allmählige Ablassung der Lebensgeister weit angenehmer seyn muß, als plötzliche Ruhe. Eine angenehme, mäßige Beschäftigung, müßte den Zwischenraum, zwischen Anstrengung, und plötzlicher Ruhe ausfüllen; und zwar so unvermerkt, daß der Ton der Seele dadurch nicht verändert würde.

Diejenige Kunst, die gleich weit von hoher Anstrengung, und Ohnmacht entfernt wäre, wäre die tauglichste, die geschickteste dazu. Und dieß ist die Tonkunst.

Ihre Eindrücke sind sanft. Sie ermuntert die Seele mäßig. Sie setzt die Nerven in eine gelinde Spannung! Sie ist also nach der Bemerkung eines der größten unserer Geister, vollkommen, weit mehr, als jede andere Kunst geschickt, die Lebensgeister wieder zu heben, wenn sie gesunken sind; und zu erquicken und abzustimmen, wenn sie durch Anstrengung zu ermüdet, und überspannt worden sind.

Tonkunst stärkt ferner, die geselligen Triebe, und adelt sie: sie macht uns für das gesellschaftliche Leben besser.

Sie befördert erstlich die Liebe; nicht nur durch die sanfte Empfindsamkeit überhaupt, in welche sie das Herz stimmt, sondern auch durch den Geschmack am Regelmäßigen, zu welchem sie, dasselbe, nach und nach angewöhnt.

Dadurch macht sie den Umgang mit guten Menschen nicht nur allein zu einem Bedürfniß, sondern sie sezt uns auch in den Stand, sie unverdrossen aufzusuchen; ihre Tugenden, in das helleste Licht zu sezen, ihre Mängel und Flecken zu verbergen.

Und wenn Sympathie das stärkste Band geselliger Neigungen, der festeste Grund der Gesellschaften ist; so macht sie uns, auch auf dieser Seite, fähiger zur Gesellschaft; denn sie, die Tonkunst selbst erhöhet unsere Empfindlichkeit für Schmerz und Vergnügen; und durch den Antheil, den sie uns immer daran nehmen läßt, erhöht sie zugleich, Wohlwollen, Zuneigung, Freundschaft.

Sie erhält Einigkeit, und Frieden.

Ist wohl ein beßerer Schild gegen die Uneinigkeit zu finden, als die Harmonie, gerade ihre entgegen gesezte Vollkommenheit?

Wenn

Wenn sie den Oelzweig in ihrer Hand hat, sagt Gresset, so gehet der Friede voran, die Freundschaft führet sie, das Vergnügen geht an ihrer Seite, die Einigkeit folgt ihr nach, und eroberte Herzen fliegen um sie her!

Hat wohl die Harmonie jemals die Flamme der Uneinigkeit, des Streits, des Zorns, angezündet?

Welches Jahrhundert, welche Gegend beklagt sich über sie?

Aber die Tonkunst hat auch einen großen Einfluß, in das anständige Betragen, in Gesellschaft, in die feine Lebensart.

Mathematische und metaphysische Betrachtungen führen nicht auf die Verbesserung des geselligen Ungangs, und können nicht auf die gemeinen Geschäfte des Lebens angewendet werden: sie verhüllen den Menschen zu sehr in sich selbst.

Aber ein Geschmack, durch die Kunst erlangt, kann es.

Eben die Empfindung von Ordnung, Anstand, und Uebereinstimmung, welche wir in der Kunst wahrnehmen, die sich unvermerkt in unsere Seele eindringt, und in ihr festsezt, folgt uns so denn, wie Gellert schon sehr richtig bemerkt hat, in die Gesellschaft, und lehrt uns auch hier, ohne daß wir daran

den-

denken, also beynahe blos mechanisch, die Regeln des Wohlstands, der Ordnung, der Natur, beobachten: das rauhe, gezwungene verbannen, und wenigstens die äußerliche Gestalt, des gefälligen, leutseligen, ordentlichen, annehmen.

Und von jeher finden wir die Kunst, immer von feiner Lebensart, und gesellschaftlichen Tugenden begleitet. Ihre Pflegsöhne, hatten immer das leichte, höfliche, gesellschaftliche Kennzeichen, das angenehmen Verbindungen entspricht;

Mit der Kunst kam die Leutseligkeit, und Höflichkeit nach Rom.

Alles bezaubert die Augen, wo sie sich hinwendet, die göttlichste der Künste, die Kunst der Töne, sagt Gresset; da herrschen in süßer Ruh die natürlichen Neigungen, die Freundschaft, die Liebe. Da ist der erste Vorzug, angenehm, die erste Wissenschaft, glücklich zu seyn.

Hieher gehört die obige Bemerkung von den besondern Trieben der Freundschaft, und des Wohlwollens gegen den Künstler selbst; die in uns, aus der Bemerkung, theils seiner Geschicklichkeit, theils seines Charakters, entstehen.

Diese

Diese Bemerkung läßt uns dem Künstler entgegen kommen, und ihm zuerst die Hand der Freundschaft anbieten.

Zu dieser Hochachtung gesellt sich immer noch insbesondere, die Empfindung der Dankbarkeit, die wir dem Künstler, für alle die namenlosen Freuden, die er uns zu kosten gab, schuldig zu seyn glauben.

Ferner ließe sich vielleicht auch in Absicht unsers Privatlebens, und unserer Geschäfte, die Liebe zur Ordnung, guten Theils, auf Rechnung der Tonkunst schreiben.

Da die Ordnung das Grundgesez der Tonkunst ist, (so wie überhaupt jeder Kunst) so entstehet endlich, aus der steten Bemerkung derselben, nach und nach, eine gewisse Gewohnheit, ein Hang zu derselben in uns: sie verwandelt sich endlich in ein gewisses Bedürfniß, in eine mechanische Nothwendigkeit.

Ein Geschmack am schönen, richtigen, verhältnißmäßigen, ordentlichen in der Tonkunst, ist in der That, eine sehr gute und geschickte Vorbereitung, zu dem Geschmack, am schönen, regelmäßigen, ordentlichen, man mag es auch antreffen, wo man immer will; in Schriften, Charakteren, und Handlungen.

Es ist unmöglich einen guten Geschmack für die Kunst zu haben, und zugleich nicht mit Mißfallen, Unordnung, Unregelmäßigkeit, in Geschäften, Handlungen, und Charaktern, zu bemerken.

Denn der erstere hat uns ja schon tausendmahl durch Erfahrung gelehrt, daß unser Vergnügen, unsere Glückseligkeit, so unendlich oft, von Ordnung, und Regelmäßigkeit abhieng; dadurch mußte er Mißfallen, an jeder Abweichung von Ordnung, Wohlgefallen aber, an Uebereinstimmung, und Regelmäßigkeit, in uns erwecken; und unsere Handlungen, nach dem Gesez der Uebereinstimmung einrichten.

Wir kommen endlich auf den größten Vortheil, den man der Tonkunst zu danken hat; er ist ihr **Einfluß auf die Sitten: und die Verbesserung derselben.**

Wohlgemerkt, wir geben die Tonkunst nicht für eine Quelle der Tugend aus: wir behaupten blos, daß sie, durch die Kunst, einen größern Reiz, eine größere Leichtigkeit erhalte.

Wir behaupten von dieser Tugend, was Möser von der Liebe sagt.

Die Liebe, spricht er, ist eine Tugend, wer sie aber von alle dem entblößen wollte,

was

was sie von der Güte unserer Meinungen, von der Harmonie der Empfindungen, von einem zärtlichen Kummer, von einsamen und zerstreuten Entzückungen, und andern, durch menschliche Ausdrücke, noch nie geschwächten Begeisterungen, erhält; wer ihr, die Reizungen der Schönheit, die Schmeicheley der Siege, die sinnliche Erkenntlichkeit und des Gefühls keusche Wollust entziehen wollte, der würde zwar die Liebe, wie sie, als eine Tugend von den Weltweisen beschrieben wird, behalten; aber ihr ihren Reiz nehmen, und hoffentlich nicht so grausam seyn, sie unter Menschen zu suchen.

Deßwegen sucht einer der ersten Menschenkenner, mißtrauisch gegen einen Mann zu machen, der durch die Eintracht lieblicher Töne, nicht gerührt wird.

Schakespears Bösewichter, sind immer Musikscheu *)

Wenn Menschenfeindliche Gesinnungen und Thaten, niedrige elende Ausbrüche des Neids, der Bosheit, der Schadenfreude, fast immer nur Ausflüße, eines schwarzen gallsüchtigen Herzens sind, und

*) Siehe die Abhandlung über Physiognomik, im Göttinger Taschenkalender vom Jahr 1778.

schon ihrer Natur nach, in dem Zustand der mürrischen Mißmüthigkeit liegen; so muß sich andererseits, die Tonkunst überhaupt sehr gut mit der Tugend vertragen können, weil sie das Herz in den Zustand der Behaglichkeit, der Ruhe, der Zufriedenheit, sezet.

Die allerbeste Vorbereitung zur Tugend, ist diese, daß sie die Seele, von der unmäßigen Liebe des sinnlichen Vergnügens abzieht. Sie lehrt sie, nach und nach auch an solchen Gegenständen ein Vergnügen finden, deren unmittelbare Wirkung auf die sinnliche Werkzeuge, sie sich nicht bewußt ist;

Dadurch, daß sie die Seele auch an edlern Vergnügungen Geschmack finden lehrt, vervielfältigt sie zugleich die Quelle ihrer Freuden, und sichert sie immer für Ekel, und Ueberdruß.

Da sie, nun schon an solchen sinnlichen Gegenständen Vergnügen findet, bey welchen sie sich, der Berührung des Organs nicht bewußt ist, so lernt sie auch an solchen Geschmack finden, die gar nicht auf die Sinne wirken; wie das moralische Gefühl.

So führt die Tonkunst die Seele, von Stufe zu Stufe ihrer Vollkommenheit immer näher.

Tugend ist Harmonie. Die Tonkunst beruhet gleichfalls ganz auf den Gesezen der Harmonie. Wie verwandt ist also der Geschmack an der Kunst, dem Geschmack am Guten, und sittlich schönen! wie hält er gleichen Schritt, mit der moralischen Empfindung!

Beyder Quelle liegt in der Einrichtung der menschlichen Natur, beyde stützen sich auf gleiche Grundsätze; beyde entdecken was recht, und unrecht, regelmäßig und unregelmäßig ist; beyde freuen sich über diese Entdeckung.

Zu dem kommt noch, daß die Tonkunst, außerdem, daß sie der Seele, die Liebe zur Harmonie, beynahe zum nothwendigen Gesez macht: sie zugleich auf einen hohen Grad, von Weichheit, von Zärtlichkeit stimmt, empfindsamer macht, und das Temperament harmonischer, und sanfter bildet.

Dadurch wird sie also ein heftiges Gegenmittel gegen die Gährung und Hize der Leidenschaften, dadurch erhöht sie die sympathetischen Triebe, der Liebe, und des Wohlwollens, dadurch verwahrt sie, für den großen Ausbrüchen, ungeselliger Leidenschaften.

Diese Weichheit, diese sanfte Güte, diese Empfindsamkeit, die sich von der Tonkunst

herschreibt, ist gewiß an sich gut, die Quelle gesellschaftlicher Tugenden, und Triumph für die Kunst selbst.

Aber sagt man vielleicht die Tonkunst ist eine weichliche Wissenschaft, *) eine weibische Kunst; die geschickt ist die Herzen kraftlos zu machen, das Feuer zu tilgen, die Herzhaftigkeit auszulöschen.

Gesezt auch, um nur etwas darauf zu antworten, gesezt auch, dieser Einwurf wäre wahr; so könnte er es doch blos einseitig seyn: denn wir werden bald sehen, daß es die Tonkunst eben so gut, in ihrer Gewalt habe, beherzt zu machen, den Muth zu entflammen, gute Krieger zu bilden.

Wir

*) So war sie wenigstens bey den Atheniensern; und so fanden sie die Römer in Griechenland, und Egypten bey ihrer Eroberung.

Plato verwieß deßwegen die lydische Tonart, aus seiner Republick, weil sie ihm zu weichlich war. Aristoteles klagte über die allzu große Verfeinerung der Musik zu seiner Zeit: Ein Beweiß, daß ihre wundervolle Wirkungen zu seiner Zeit schon aufgehört hatten.

Aristoxenus klagt gleichfalls darüber, daß man zu seiner Zeit, die Musik zu sehr versüssen wollte. (γλυκαινειν)

Wir werden uns, in unsern Belegen zu dem Ende, auf gewisse einzelne Erfahrungen berufen, wo sie diese Wirkung herfür gebracht hat: wir werden diese Erfahrungen unterstützen, mit der allgemeinen Anerkenntniß, daß sie dieß zu thun, im Stande sey.

Gesezt also: sie machte einerseits weichlich: es ist eben so gewiß, daß sie andrerseits, stark, beherzt, groß, muthvoll mache.

Mars hat die Harmonie auf seinen Kriegswagen neben den Sieg gestellt.

Glückliche Verbindung.

Laßt es seyn, daß sie weichlich mache. Aber ich frage: hat man denn nicht immer gegen diese weibischen Melodien geeifert? hat man sich nicht schon ewig lang, und ewig oft wiederholt, unsern Rondos wiedersezt, die eigentlich in diese Classe gehören? ist man nicht mit der strengsten Geißel der Kritik, über unsere weichlichen Modekomponisten her? Schreyt man nicht ewig: „erniedrigt die Tonkunst nicht unter ihre Würde, behandelt sie ernsthaft, denkt, daß ihr Teutsche seyd.„

Ihr thut sehr unrecht, wenn ihr euch also in diesem Stück über die Tonkunst selbst be-

beschwert; alles solltet ihr dem Künstler selbst, zur Last legen. *)

Laßt es also seyn, daß durch sie, oft die schrecklichen Feste der Sibariten, und Capräa erneuert worden, und daß vor Zeiten, durch die ungetreue Stimme der Töchter des Achelous, Schiffbrüche sind verursacht worden; ist ein solcher Mißbrauch, für die Tonkunst selbst, nicht vielmehr ein Unglück, als Verbrechen? läßt sich aus diesem Mißbrauch, etwas zu ihrem Nachtheil beweisen? würden auf diese Weise, nicht alle Künste, nicht alles in der Welt verwerflich seyn?

Soll man deßwegen die Weinstöcke ausrotten, weil Trunkenheit oft Mord und Todschlag hervor brachte?

Thut ihr nur eurerseits das eurige; befreyt sie von dieser jonischen Weichlichkeit; denn, Künstler, nur auf euch kommt es an! Wendet ihr nur sie zu den edelsten Endzwecken an! Erhebt sie über niedrige Schwachhei-

*) Deßwegen sagt Sulzer, sollte sich ihrer die Politik mehr annehmen. Keinem Künstler sollte erlaubt seyn, seine Kunst zu treiben, bis er auch Proben seines Verstands, und rechtschaffenen Gesinnungen gegeben.

heiten, erweckt nur zum Nuzen für die Tugend, durch sie Empfindungen: denn habt ihr sie, von diesem Vorwurf befreyt.

Einige besondere Bemerkungen sollen noch zeigen, wie sehr die Tonkunst, ihrer Natur nach, schon geschickt sey, die geselligen glücklichen Empfindungen der Sitten zu unterstützen.

Die erste ist diese: die Musik kann sich schlechterdings, nicht mit denjenigen Empfindungen vertragen, die ihrer Natur nach, schmerzhaft, und unangenehm sind: eben so wenig läßt sie sich, mit denjenigen Leidenschaften vereinigen, die durch ihr Uebermaß, schmerzhaft werden.

In dieser Einschränkung ihrer Gränzen, liegt also eine große Weißheit des Schöpfers verborgen; diese Einschränkung ist beynahe der Grund ihrer Liebenswürdigkeit.

Denn alsdenn läßt sie sich, wie Webb, so richtig bemerkt, schlechterdings, nicht mit den Eindrücken vereinigen, die unsere Natur zerrütten, oder erniedrigen.

Was schließen wir hieraus anders; als, sie muß bestimmt seyn, dem moralischen Gefühl behülflich zu seyn, und das Maas, und Verhältniß unserer Leidenschaften, in Ordnung zu erhalten; sie wirkt den Leidenschaf-

ten entgegen, so bald sie ihr Maas überschreiten, und dient also zum Werkzeug der Tugend, und zur Verschönerung des Charakters.

Und so schickt sie sich auch nicht für eine Poesie, die die Empfindungen einer unangenehmen, ungeselligen Leidenschaft ausdrückt.

Der Mangel der Uebereinstimmung, würde bey solchen Empfindungen, die Musik widerwärtig machen. Die Ergötzungen der Musik entsprechen blos gleichartigen, ergötzenden Bewegungen.

Ja, sagt Avison, man probire es einmal, man gebe sich alle Mühe, die Musik dazu anzuwenden, die Sitten rauh zu machen, und die entgegen gesezten Leidenschaften, Zorn, Härte, Grausamkeit, etc. zu erregen. Es wird immer unmöglich bleiben.

Nicht also überhaupt auf alle Gemüthsbewegungen ohne Ausnahme, erstreckt sich die Gewalt der Tonkunst; wie wäre es möglich, daß unharmonische Empfindungen, durch Harmonie sollten ausgedruckt werden können?

Ich frage einen jeden, fährt obiger Schriftsteller fort, ob er jemals durch die Gewalt musikalischer Töne, zu Handlungen des Eigennutzes, der Grausamkeit, der Verrätherey, der Rachsucht, der Bosheit, angetrieben worden sey? ob er jemals gefunden

habe,

habe, daß Eifersucht, Argwohn, oder Undank in seiner Brust, durch Harmonie erzeugt worden?

Und gesetzt auch, sie könnte die Empfindung oft bis zum Uebermaß treiben; diese Empfindung selbst, hörte darum doch nicht auf, in Absicht ihrer Natur, zur Klasse der wohlthätigen, geselligen, zu gehören: wie zum Beyspiel, die Traurigkeit.

Hiezu kommt noch die Erfahrung, daß ein Mann, der das Spiel solcher ungeselligen Empfindungen ist, und Triebe der Boßheit in sich fühlt, selbst nicht tüchtig, nicht im Stande ist, an der Musik, Geschmack zu finden.

Die Musik, sagt Pope, hat nur für ruhige Seelen, Reizungen.

Das wichtigste seiner innern Bildung, hat der Mensch also ganz gewiß zum Theil, dem Einfluß der Kunst zu danken. Sie ist es, die den Weg, den oft so steilen Weg zur Tugend hinan mit Rosen bestreut, und ihn, uns angenehm macht.

Laßet es seyn, daß Weisheit, Philosophie, den Weg, sicher zur Vollkommenheit, und Glückseligkeit zeigen; aber Kräfte geben sie nicht, diesem Weg zu folgen. Der Verstand sagt Sulzer, wirkt nichts, als Erkennt-

kenntniß; aber in dieser liegt keine Kraft zu handlen; die Wahrheit, wenn sie wirksam werden soll, muß nicht nur allein erkannt, sondern auch empfunden werden.

Der rohe Mensch ist blos grobe Sinnlichkeit; der stoische, blos Vernunft, nie handelnd; der Geschmackvolle, durch die Kunst gebildete, stehet zwischen beyden in der Mitte: empfindungsvoller: — thätiger.

Denn Schönheit der Kunst entspricht vollkommen, der in uns liegenden feinern Empfindsamkeit; diese Empfindsamkeit wird durch die Eindrücke der Kunst gereizt, sie wird wirksam; sie fordert alle in uns liegende Kräfte auf; Geist und Herz, werden unaufhörlich von allen Arten der Vollkommenheit gereizt, und entwicklen und verfeinern dadurch immer mehr, alle in uns liegende Kräfte.

Man erniedrige also die Tonkunst nicht so sehr, daß man ihren Zweck, blos auf Sinnlichkeit, und Wollust einschränke, sie blos zum angenehmen Zeitvertreib, blos zur Belustigung der Sinne, und Imagination, mache.

Nein! ihr Zweck ist edler; er steuert zulezt auf die Erregung und Unterstützung der sittlichen Gefühle hin.

Selbst

Selbst ihr großes Vorbild, die gute Natur, scheint sich den großen Endzweck vorgesezt zu haben, durch die angenehmen sinnlichen Eindrücke, die sie uns von allen Seiten her gewährt, unser Herz sanfter, empfindsamer zu bilden, dadurch das rauhe Wesen zu vertreiben, die Herrschaft der Leidenschaften einzuschränken, und uns mehr Geschmack für die Tugend zu geben, ohne sie uns deßwegen selbst unmittelbar einzuflößen.

Wenn man die Kunst fleißig studiert, sagt Gellert, so erwirbt man sich einen gewissen guten Geschmack, das ist: eine zarte, geschwinde, und treue Empfindung alles dessen, was in den Werken des Geistes schön, richtig, edel, harmonisch ist. Dieser Geschmack ist mit Vergnügen begleitet, und wird uns durch den Gebrauch so natürlich, daß wir ihm, auch in unsern Gesprächen, und Handlungen folgen. Sein Einfluß breitet sich nicht nur allein über unsere Art zu denken, sondern auch, über unsern Charakter aus. *) Er wacht als ein treuer Aufseher über die Pflichten unsers Lebens, und lehrt uns unvermerkt, die gute Art, mit der wir sie verrichten sollen.

*) Didicisse fideliter artes, emollit mores, nec sinit esse feroces.

Er macht uns nicht tugendhaft; aber er giebt unsern Tugenden einen Werth, eine Anmuth, die sie außerdem nicht haben würden.

Wird uns nicht unser Herz, an das Schöne gewöhnt, in allen Handlungen, Gesprächen, Verrichtungen, durch eine geheime Stimme lehren, was bey jedem Vorfall, an jedem Ort, in jedem Verhältniß, schön, gut, wohlanständig, zu viel, zu wenig sey?

Man berufe sich nicht auf eine Erfahrung, die selbst in Absicht des Künstlers, der doch diese seligen Wirkungen der Kunst, billig an sich selbst, zuerst sollte erfahren haben, oft das Gegentheil lehrt. Man frage nicht, woher es komme, daß so gar unter den Künstlern, so viel ungesittete, mürrische, stolze, zanksüchtige, schlechte Menschen gefunden werden?

Die Erfahrung ist nicht zu läugnen. Es ist wahr, es giebt solche Künstler, die mit Recht jenen bittern Spott, eines Diogenes *) verdienen.

Erasmus hatte zum Theil recht, wenn er einst Notenblätter in die Höhe warf, und sagte,

*) Irridebat Diogenes Musicos, quod chordas concinne aptarent, et Mores haberent inconcinnos. D. Laert. in Dialog. S. 27.

sagte: sehet eine so leichte Waare, pflegen die Musici, in ihren Sitten zu seyn.

Aber die Tonkunst selbst verliert nichts dabey; und ich kann ihre Ehre nicht besser retten, als es Gellert schon gethan.

1) Wir schreiben den Künsten keine Zauberkraft zu, die wider Willen wirken sollte.

Nicht also die Wissenschaft, nicht die Kunst ist Schuld daran, sondern ihr fehlerhafter Gebrauch.

2) Der Geschmack der Kunst, wenn er nicht auf das gemeine Leben, und die Geseze des Wohlstandes, durch den Umgang angewendet wird, bildet keinen Mann von Sitten, und Lebensart.

Und dieß mag hier der Fall seyn.

Aber hört der Wein deßwegen auf, eine köstliche Arzney zu seyn, weil er die Kraft hat, zu betäuben, zu zerstören?

3) Wir behaupten den Einfluß der Tonkunst, auf die Sitten, blos von ihrem rechtmäßigen, zweckvollen Gebrauch. Aber wir sagen nicht, daß sie die Kraft habe, tief eingewurzelte Neigungen, auszurotten, und ein lasterhaftes Herz, tugendhaft zu machen: blos edlern Empfindungen, kann sie es aufschließen.

Man

Man wirft ferner ein: es giebt Menschen, die auch ohne Künste, gesittet worden sind.

Gut! wir sehen aber nicht, wie man daraus auf die Nicht-Nothwendigkeit der Künste schließen könne.

Freilich, gute Erziehung, feiner Umgang, moralische Bildung, vertreten oft die Stelle der Künste. Aber alle diese Stücke gehören zu den seltnern Ausnahmen von der Regel. Die Kunst verrichtet dieß Geschäfte leichter, und geschwinder; und überhaupt, sagen wir ja nicht, daß sie, ein ausschließendes Mittel, der Sittenbildung sey.

Ueberhaupt, will sich der Künstler diesen Vorwurf nicht zu Schulden kommen lassen, so muß er, dem Ideal Sulzers, entsprechen.

Eingedenk seines Berufs, im Selbstgefühl seiner Kräfte, weihet er sich zum Lehrer und Führer seiner Mitbürger. Mit dem Auge eines Philosophen und Patrioten, erforscht er ihren Charakter, und ihre Gesinnungen; er erkennt darinnen, die Quellen und Ursachen des gegenwärtigen, oder zukünftigen Wohlstandes, oder Verfalls, einzelner Häuser, und der ganzen Gesellschaft. Denn begeistert ihn sein Eifer für Ordnung, und Recht; seine Begierde rechtschaffene und glück-

glückliche Menschen zu sehen. Er entflammt, die, noch nicht jedem Gefühl der Rechtschaffenheit abgestorbene Herzen, mit neuen Empfindungen, unterhält, und verstärkt das Feuer derselben, wo es noch nicht völlig erloschen ist.

Hiezu gehört aber, daß das große Genie mit einem großen Herzen verbunden sey.

Bestehet nun der wichtigste Dienst der Tonkunst darinnen, daß sie wohlgeordnete Neigungen einpflanzt, daß sie den sittlichen Charakter verbessert, und den Menschen für seinen moralischen Werth fühlbarer macht, so folgen

Zwey wichtige Grundpflichten hieraus.

Die erste. Webe sie in den Plan der Erziehung mit ein!

Die zweyte. Wende sie auf die würdigste Art an!

Ein wichtiges, ein nothwendiges Stück guter Erziehung bleibt die Musik immer.

Assentior Platoni, sagt Cicero, nihil tam facile in animos teneros, atque molles, influere, quam varios canendi sonos. — Quorum vis incitat languen-

tes, et languentes facit excitatos, et tum remittit animos, tum contrahit. de leg.

So wurde sie schon in den ältesten Zeiten angesehen, und in die Erziehung verwebt.

Die Barden, deren Geschäft es war, Lieder von patriotischen Gesinnungen zu dichten, und die Jugend im Absingen derselben zu unterrichten, machten einen sehr ansehnlichen Stand, der öffentlichen bürgerlichen Gesellschaft aus.

In Arkadien lernten die Kinder vom zartesten Alter an, tacktmäßig ihre Lieder und Hymnen singen, die zum Lob der Götter und Helden verfertigt wurden.

Volksgesetze machten es zur Pflicht.

Doch auch jetzt noch wird sie dazu gebraucht; *) jetzt noch findet man sie hauptsächlich an Höfen.

Zwey

*) Unbegreiflich ist freylich, daß einige der besten Schriftsteller über die Erziehung, ganz entgegen gesezter Meinung sind.

Lock sagt in seinem Unterricht von Erziehung der Kinder. S. 443. „Sie (die Musick) „verdirbt zu viel Zeit, und verleitet oft, zu so „schädlichen Gesellschaften, daß es besser ist, „solche Zeit zu ersparen. Unter allen Stücken „der Erziehung, sollte sie hintangesezt werden.„

Fenelon in seiner Erziehung der Töchter. „Sie ist noch nicht gereinigt genug, als daß sie

Zwey Belege mögen diesfalls die Ehre unserer Zeiten retten.

Das erste ist aus Prinz genommen. — „Hieraus ist zu sehen, daß große Herrn da„mals ihre Kinder in der Musik haben unter„richten lassen, nicht allein, damit sie desto „hurtiger und geschickter sich zu höhern Din„gen begeben möchten, sondern auch damit „sie sich dermaleins damit selbst ergötzen, und „die Grillen vertreiben könnten.

„Sie wußten überdieß auch, daß der „Mensch nicht wohl müßig, auch nicht immer „ernsthaften Sachen obliegen könne: damit „nun junge Herrn, nach verrichteten Studi„en nicht etwas Böses, oder Muthwilliges „angeben möchten, so sind sie zur Musik, „als einem nützlichen, und lustigen Studio, „angehalten worden, damit sie die Zeit, mit „einer löblichen, nützlichen, und zugleich er„freuenden Uebung zubringen möchten."

Eben so was sagt Burney in seiner Einleitung zu seinen musikalischen Reisen, von der gegenwärtigen Zeit.

So wenig man indeß, an der Fähigkeit und Tauglichkeit der Tonkunst, das Geschäfte

 einer

„sie mit Vortheil könnte gebraucht werden. Sie „ist noch zu wenig christlich, geistlich." Vergleiche damit M. Sevigne.

einer guten Erziehung zu unterstützen zweifeln wird, so gewiß ist es, daß sie jetzt nicht mehr in dem Grad zur Bildung der Jugend diene, wie ehemals. Der Grund ist hauptsächlich dieser: Sie hat ihren National-Charakter verloren.

Den besondern Einfluß ihres ehemaligen Nacional-Charakters, macht Sulzer auf folgende Art begreiflich.

Wenn die Jugend jeder Nation ehemals beständig, blos in ihren eigenen National-Gesängen, geübt wurde, so musten die Gemüther allmählig die Eindrücke ihres besondern Charakters annehmen. Aus solchen wiederholten einförmigen Eindrücken, entstanden die National-Charaktere.

Wir kommen jetzt auf ihren **würdigen Gebrauch** und Anwendung.

Der erste, ist der Gebrauch beym öffentlichen Gottesdienst.

Da wir unten, bey unsern Belegen, mehr von dieser Sache sagen wollen, so fügen wir hier weiter nichts bey, als diese Bemerkung: daß wenn es wahr ist, daß die Tonkunst das Herz erwärmt, die Empfindung anfeuert, die Seele erhebt, ihr Gebrauch nie würdiger, und wichtiger seyn könne, als da, wo es am meisten darauf ankommt, daß dies Herz erwärmt,

wärmt, diese Empfindung angefeuert, die Seele erhaben werde.

Die Macht der Tonkunst und der Poesie über das menschliche Herz, ist so allgemein bekannt, und so ausschließend für die edlere Gattung von Menschen, (sagt Freund Bruder Hohnbaum, in seiner Abhandlung vom Abendmahl) daß ich ihr Lob und Schuzschrift Jahrtausende zu spät schriebe! Keine erhabenere Bestimmung aber für sie giebt es, als den Gottesdienst unter den Menschen zu befördern, die Herzen heiliger Eindrücke empfänglich zu machen: selbst solche zu verschaffen, sich in die Seele einzuschleichen, unvermerkt Frieden auszubreiten, und Sorgen und Wünsche schlafen zu legen: Nun Wahrheit zu beleben, liebenswürdig, unvergeßlich zu machen, oder in Lob und Preißliedern, in Gesang der Hoffnung und Aussicht in die herrliche Zukunft, die Seele des Menschen von der Erde zum Himmel zu heben. — Welch ein Bild!

Im Heiligthum Gottes ist ihr rechter, eigentlicher Creis zu wirken; denn hier wirkt sie nicht durch Betrug der Sinne, kurzes Vergnügen, sondern ihr Gegenstand ist, ewige Wahrheit, und die Folgen verflechten sich,

mit der reinsten Freude, und dem höchsten Glück der Menschen.

Die Empfindungen, die religiöse Musik in uns erregen kann, sind freylich die Religion noch nicht selbst, die ja auch That erfordert; allein sie sind doch ein Theil des unmittelbaren Gottesdienstes, und die ersten Lebensfunken, von denen Thaten ausgehen.

Luther war, so wie für die Musik überhaupt, also auch insbesondere, für die Kirchen-Musik eingenommen.

Ihre zweyte würdige Anwendung, wäre der Gebrauch für den Krieg, zur Erweckung des Muths, zur Unterstützung der Tapferkeit; denn Tapferkeit, ist wie Moses bemerkt, eine der größten Vollkommenheiten des Menschen.

Auch hier ist ihr Werth, und die Größe ihrer Wirkung bekannt.

Sie frischt Helden an, entflammt Armee und Schlacht,
und bläßt sie Lerm, so rückt man voller Muth an Feind, Gefahr, und Blut.

Der Prinz von Conde, wurde vom Ton kriegerischer Instrumente, öfters so aufgebracht, daß er die größten Gefahren nicht scheute.

Unter

Unter dem Geräusch der Waffen, sagt Hr. von Loen, in seinen gesammten kleinen Schriften, bey kriegerischen Handlungen, und Aufzügen, thun die Pauken und Trompeten besonders eine vortrefliche Wirkung, sie ermuntern zum Streit, erregen Muth, und benehmen Furcht und Zaghaftigkeit.

Und Popens Glaubensbekenntniß von ihr, ist dieses: Krieger entflammt sie mit beseelenden Tönen. — Wenn die Sache unsers Vaterlandes zu den Waffen ruft, wie erwärmt da die kriegerische Musik, jeglichen Busen!

Der Maler Theon machte sich diesen Umstand sehr zu nutz: denn bey der Ausstellung eines Gemäldes, worauf er einen Krieger, im Begrif auf den Feind los zu gehen, vorgestellt hatte, ließ er vorher den Tibicen zum Angrif blasen, und so bald er sahe, daß die Zuschauer, durch die Musik genug belebt waren, dekte er sein Gemälde auf, welches nun allgemein bewundert wurde.

Unterdessen ist gewiß, daß sie denn erst, ihre größte Wirkung thun würde, wenn sie, zu Kriegs Gesängen angewendet würde, wie bey den Griechen; wenn zum Beyspiel nach Sulzer, vor einem angreifenden Heer, ein

Chor von 4 = 500 Instrumenten, ein feuriges Tonstück spielten, und den Gesang des Heers begleitete, oder damit abwechselte.

Ihre dritte würdige Anwendung, wäre die zu National Gesängen; zur Erweckung der Vaterlandsliebe, des Patriotismus; der Sittenverfeinerung. *)

So wie ein Volk das fühlbar für die Kunst ist, überhaupt aus vollkommnern Menschen bestehet, als eins, das es nicht ist, so kann man auch kein besseres Mittel gebrauchen, es zur Aufmerksamkeit seiner Pflichten zu bringen, als dieses.

Alles was zur Befriedigung körperlicher Bedürfniße gehört, hat ein Volk schon, sagt ein Weiser; Vernunft aber, und Ueberlegung dem zu zuhören, der mit ihm von Sitten, Religion gesellschaftlichen Einrichtungen spricht, hat es nicht. Also kann man es durch Versprechung größern Ueberflußes nicht reizen. Keine Künste vermögen etwas über dasselbe. Aber die Musik dringt ein, weil sie die Nerven angreift, und sie spricht, weil

*) So schrieb Theodorikus, der Gothenkönig, an Boethium, er möchte ihm einen Lautenschläger zuschicken, um die Herzen der wilden Heyden zu bändigen.

weil sie bestimmte Empfindungen erwecken kann.

Hier wäre die beste Gelegenheit ihrer Anwendung bey allen öffentlichen Vorfallenheiten, bey Huldigungen, Begräbnißen, Gedächtniß und Friedensfeyern.

Nur müßte das Volk alsdenn mitsingen, um nicht nur der Feyerlichkeit selbst mehr Würde zu geben, sondern auch seine Empfindungen dadurch zu erhöhen.

Die Geschichte der Römischen Sekularfeste kann die Sache außer allen Zweifel sezen.

Unter die lezte würdige Classe, sezen wir die Lieder.

Unter allen Arten von Musik machen sie ohnstreitig den stärksten Eindruck auf das Herz; sie sind am geschicktesten die Empfindungen von Tugend, Patriotismus, und Tapferkeit zu beleben.

Die italienische ausgeführte Arie, dreht und wendet eine Empfindung oft so lange, und wiederholt, daß ihr am Ende selbst nichts mehr übrig bleibt, und daß sie ganz unkenntlich wird! Sie wird wegen ihrer ewigen Wiederholungen oft verdrießlich; — ekelhaft, wegen ihrer langen Verweilungen, und ist überhaupt, nicht gemein verständlich genug.

Aber hier ist Sprache der Natur, hier ungekünstelter Ausdruck von Herz zu Herz, hier allgemein faßliche, und verständliche Sprache.

Die allgemeinen Wirkungen eines guten Chorals, mögen die Sache außer Zweifel sezen.

Zu dem wird man finden, daß die Stellen in größern, ausgeführten Tonstücken, die am meisten Wirkung haben, immer die sind, die sich am meisten, der einfachen, ungeschminkten Natur des Lieds, annähern. Wovon jedes Oratorium überzeugen kann.

Noch folgende Erfahrung gehört hieher.

In einigen Orten Teutschlands ist noch die Gewohnheit, daß zu frühe, Mittags, und Abends, die Melodie eines Kirchenlieds mit Zinken und Posaunen vom Thurm abgeblasen wird.

Nimmt man einen Zeitpunkt an, wo das Herz schon selbst in einer Situation sich befindet, in welcher jede Empfindung, mehr Eindruck auf daßelbe macht; dieß wäre freilich am wenigsten der Mittag, mehr noch der Abend, als Morgen, er ist schauerlicher; gesellt man noch einen Standpunkt hinzu, der diesem Moment am besten entspricht; etwa einige Entfernung auf dem Felde, unter freyem Himmel; feyerliche Stille um sich her; —

so

so wird man noch nie etwas rührenders gehört haben.

In solchen Augenblicken, hat mich oft eine solche Thurmmusik, bis zum Schauer gerührt.

Man sollte also auch diese Lieder in öffentliche Conzerte aufnehmen, sagt Sulzer.

Billig! und es geschiehet auch zum Theil, hie und da: aber freilich noch nicht allgemein genug.

Ehemals hatten wir sie in unsere Schweizerconzerte aufgenommen; und in dem ich dieses schreibe, erinnere ich mich noch, mit dem lebhaftesten Vergnügen, der großen Wirkungen, die Wernhammer, durch seine Lieder, die er selbst componirte, und sang, allgemein hervor brachte: — mit lebhaftem Vergnügen der Eindrücke, die ich insbesondere, ihnen zu danken hatte.

III.
Vom Werth der Tonkunst für die Thiere.

Billig scheint uns die Frage, wie verhält es sich mit der Musikliebhaberey der Thiere, — hat die Musik auch Einfluß auf sie? empfinden sie etwas bey derselben, — und worauf es alles ankommt, empfinden sie bestimmtes Wohlgefallen? — hieher zu gehören.

Wir haben oben gezeigt, daß ein Theil vom Werth der Musick darinnen bestehe, daß sie die namenlosen Schmerzen des Körpers hebe, und verschwinden mache, und den Ton desselben wieder herstelle; und daß nicht nur allein der Körper, sondern auch die Seele Vergnügen empfinde, über den Zustand der Behaglichkeit, in welchen dadurch der Körper gesezt wird.

Wie wenn nun das Thier sich gleichfalls in dem Zustand namenloser Schmerzen befände; wenn die Musik diese Schmerzen verschwinden machte, wenn sie den Nerventon wieder herstellte: wenn sie die Leichtigkeit mecha-

mechanischer Operationen beförderte? So müßte nothwendig das Thier Behagen, und Wohlgefallen an der Musik empfinden.

Die Musikliebhaberey der Thiere, ließe sich also aus dem Einfluß erklären, den die Tonkunst auf den Zustand der Gesundheit hat.

Aber das Vergnügen an Musik ist nicht isolirt einfach; entspringt aus mehreren Quellen; verschiedene Kräften der Seele, wirken gleichzeitig dabey; es gehört Verbindung der Ideen dazu.

Wenn es also gleich mit obigem Vordersaz seine Richtigkeit hätte, so würde das Thier dennoch nur einen ganz kleinen Grad des musikalischen Vergnügens empfinden können; nemlich nur den, den die Behaglichkeit des Körpers daran nimmt; an dem weit größern, der aus der Mitwirkung der Seelenkräfte entstehet, hätte es keinen Antheil.

Das Vergnügen des Thiers über Tonkunst, wäre isolirt einfach; das Vergnügen des denkenden Menschen, wäre vielfach zusammen gesezt, und also unendlich größer.

„Daß sich die Thiere an der Musik ver„gnügen, und in dem Verstand, wie wir ver„gnügen sollten, läßt sich nicht sagen, (meint „Schmidt, in musica theologia) Es fehlt

„ihnen

„ihnen an Kraft der Seele, durch welche wir „uns vergnügen, an dem Bewußtseyn ihrer „selbst, und dessen, was in ihnen vorgeht. „Alles was von ihnen in Absicht der Musik „erzählt wird, bestehet entweder nur in Fa„beln, oder Angewöhnung, oder äußerlichen „Empfindungen.“

Kurz: in so ferne die Musik physisches Vergnügen wirkt, erstreckt sich ihre Macht auch bis aufs Thierreich; aber ihr größter Reiz entstehet aus Ideenverbindung: folglich hat das Thier, das derselben nicht fähig ist, nur einen ganz kleinen Antheil an den Wirkungen der Musik.

Die Gründe der Analogie, wodurch einige, die Empfindungen der Thiere für die Musik beweisen, und weiter ausgedehnt wissen wollten, als wir hier nach Schlüßen a priori thun, haben in der That nicht viel auf sich.

Man sagt, es giebt rohe, unpolizirte Völker, die, nicht nur allein im Mittelstand zwischen dem cultivirten Menschen, und dem Thiere, sich zu befinden, — sondern weit mehr an das Letztere, als an den Erstern zu gränzen scheinen.

Sie sind fühlbar für die Reize der Musik. Die Liebe der Harmonie dringt durch die finstersten Barbareyen: Die Hurons, die

Ma-

Macacaßers, die Caraiben, die Canibalen, haben ihre Musik.

Gut! wenn denn diese Nationen so tief unter dem polizirten Menschen, so nahe am Thier stehen, so läßt sich ihre Musikliebhaberey vielleicht einzig, wie beym Thier, in das Vergnügen über die Behaglichkeit, in welche die Musik den Körper versezt, auflösen? so ist vielleicht das Vergnügen dieser Völker, blos physisch, also isolirt einfach; also sehr klein; also gar nicht geschickt zu einem Beweiß überhaupt; und gar nicht nöthig zu einem Beweiß, für die Thier Musikliebhaberey insbesondere.

Aber das Vergnügen solcher Nationen an der Musik, ist nicht einmahl getrennt einfach.

So klein auch die Summe ihres Antheils an der Musik, so klein ihr Geschmak auch immer seyn mag; so lauft doch am Ende, ihr Wohlgefallen, auf das Gefühl der Ordnung, Uebereinstimmung, Harmonie, — wo nicht gar auf eine Verbindung, mehrerer Ideen, mit hinaus.

Vernunftschluß ist es also immer, den wir auch hier wirken sehen; er sey so klein, so unvollkommen als er immer wolle; er hat doch

doch seine Verhältniße, und ist wenigstens dem Thier versagt.

Und vom niedrigsten Grad der Seelenkräfte, in der Claße denkender Wesen, bis zum ersten Wesen hinunter, dem die Vernunft versagt ist, läßt sichs nicht schließen.

So ist also auch in der moralischen Welt alles Stufenfolge; dieß ist eine sehr natürliche Bemerkung hiebey zur Verherrlichung der Natur.

So sind auch hier alle Lükken ausgefüllt, alle Mittelsproßen besezt; so entfernt sich der Mensch, durch alle Stufen der wachsenden Cultur, immer mehr vom vernunftlosen Geschöpf, und nähert sich allmählig der höchsten Claße, ganz ausgebildeter, denkender, empfindender Wesen.

Nichts ist in der Claße der Dinge vergessen, nichts unversorgt. Mit milder Hand theilt die Mutter Natur, jedem ihre Schätze aus; je nachdem es der Stand seiner Receptivität erlaubt, mehr oder weniger. Was sie drüber geben würde, wäre unbrauchbar, und in Absicht ihrer zweklose Verschwendung.

Wenn sie den Göttern der Erde, den vollen Taumelbecher darreicht, so giebt sie dem niedern Bewohner der Hütte, aus eben der Hand seinen Wonnetrank.

Viel-

Vielleicht sind es blos einzelne Tropfen. Aber er ist zufrieden, und glücklich; und kennt nicht mehr, und wünscht nicht mehr.

Beglückt durch ihre Güte, geseegnet durch ihre milde Hand, freut sich der Bewohner jedes Himmelstreichs, ihrer: und nimmt und genießt, was sie ihm zur Versüßung des Lebens gab.

Das Thier braucht diese Versüßung nicht weil es die Lasten des Leben weniger kennt, und fühlt, denn es kennt kein Ideal höherer Vollkommenheit und Glückseeligkeit.

Glücklich genug, wenn es seine Sättigung erhält.

Die höhern Vergnügungen des Geistes, hat sie blos der Classe ihrer denkenden Wesen vorbehalten.

Diejenigen, die von diesen rohen Nationen, auf die Musikliebhaberey der Thiere, schließen zu können glaubten, mußten nothwendig annehmen, und voraussetzen, daß das Vergnügen über die Tonkunst, hauptsächlich, wo nicht ganz, blos physisch sey, und auf Rechnung des Körpers komme; und sie werden sich nun ferner zur Behauptung ihrer Meinung, auf die Geschichte des unmündigen Kinds b. ufen.

Sie werden sagen, ein Kind in der Wiege hört auf einmal den Klang eines Instruments, hört ein Conzert; es wird munter, voll Bewegung; es lächelt, es bezeigt sein Wohlgefallen darüber.

Es ist natürlich, fahren sie fort, daß in diesem Fall das Vergnügen des Kinds, blos auf Rechnung der Sensation, blos auf Rechnung des Körpers, kommen müsse; es würde lächerlich seyn, hier eine Mitwirkung einer denkenden Kraft, eine Ideenverbindung anzunehmen.

Es ist wahr, ein Kind, noch in der Wiege, noch keiner Begriffe fähig, hört Musik, wird aufmerksam, lächelt, scheint Wohlgefallen zu bezeigen.

Allein wer ist denn im Stande, jene Bewegungen des Kindes beym Schall der Töne, in positives Vergnügen aufzulösen?

Obgleich das Kind in Absicht seiner äußerlichen Bewegungen, sich gerade im Mittelstand zwischen Weinen und Lachen zu befinden scheint, so ist es doch bey weitem nicht in diesem Mittelstand, in Absicht seiner innern Bewegungen; in Absicht eines bestimmten Vergnügens, oder Schmerzens. Und ich glaube, man geht zu weit, wenn man sein Lachen, blos für unmittelbare Folge, seines positi-

positiven Vergnügens, und sein Weinen, für unmittelbare Folge seines positiven Schmerzens halten wollte.

Ich habe einen Mann zur Seite, dessen Ansehen voll Gewicht ist.

Es ist falsch, sagt Moses, daß das Weinen, immer ein Kennzeichen des Unglücks, und das Lachen, ein Kennzeichen des Glücks sey. Denn so entgegen gesetzt, sich dem ersten Blick nach, diese beyden Bewegungen zu seyn scheinen, so sind sie in der Natur vollkommen einerley Ursprungs; so wie das schwarze und weisse.

Gemüthsbewegungen sind Phänomena; folglich kann von der Erscheinung derselben, kein Schluß auf die Wahrheit gezogen werden.

Home erklärt diese Wirkung der Musik, aus der Macht des Neuen. Ihr werdet also jene Bewegungen durch jede neue, ungewöhnliche Erscheinung, durch jeden Laut überhaupt erwecken können; denn ihr werdet dadurch den Trieben der Neugierde schmeicheln.

Also zugegeben, daß diese Bewegungen des Kindes Wohlgefallen über die Musik anzeigten, was folgt hieraus anders, als was wir schon hinlänglich vorausgesetzt, und bewiesen haben; nemlich, die erste Quelle

des musikalischen Vergnügens liege im Körper.

Das ungebildete Kind befindet sich also hier, beynahe mit dem Thier, in einerley Classe, und muß das fühlen, was organische Körper überhaupt fühlen können.

Wir geben also zu, es empfindet Vergnügen bey der Musik; aber dieß Vergnügen ist blos isolirt einfach, blos physisch.

Die Musik wirkt hier eben so, wie bey jenen; das Vergnügen fließt, aus der Wiederherstellung des Tons, aus dem Verschwinden namenloser Schmerzen, aus dem angenehmen Kitzel der Nerven.

Und wenn dieß nur eine Quelle des musikalischen Vergnügens ist, so kann das Kind nur wenig empfinden.

Aber zu dem kommt noch, daß die Beyspiele, die man von der Musikliebhaberey der Thiere anführt, nicht einmal das beweisen, was sie beweisen sollen, und zu beweisen scheinen.

Strabo sagt, daß die Elephanten, durch den Ton einer Trommel sich besänftigen ließen, und Plutarch meldet dieß von andern

dern Thieren; nur bestimmt er das Instrument nicht, außer beym Hirsch die Rohrpfeiffe. *)

Nach Plinius Bericht, ist abermal dieser Hirsch bey den Tönen der Flöte, aufmerksam; der Hengst bey der Bewegung der Trommel, der Elephant bey dem Klang der Trompete.

Wie Ovid versichert, wird der Wolf durch den Ton der Rohrpfeife, bey der Verfolgung des Lamms aufgehalten.

Auch den Bären schließt der H. Augustin nicht von der Musikliebhaberey aus; cum videamus Elephantos, vrsos, aliaque nonnulla genera bestiarum, ad *cantus*, (vielleicht pars pro toto, Musik überhaupt,) moueri. S. August. de Musica.

Wir übergehen noch mehr solcher Erzählungen und Behauptungen, und kommen auf einen Mann, dessen Stimme erheblicher ist.

Es ist einer der Vertrauten der Natur — Büffon.

„Es scheint spricht er, als ob die Thiere, die mit dem Sinn des Gehörs begabt sind, auch der Empfindungen des Vergnügens fä-

*) Brutorum pleraque deliniri, et affici plurimum Musica, sicut fistulis Ceruos: Plut.

hig seyn müßten, die die Harmonie hervorbringt.

Der Elephant hat ein gutes Gehör, und scheint die Musik zu lieben. — Auch Hunde sollen Gefallen an der Musik haben. Einige geben, wenn man ihnen einen gewissen scharfen Ton, sehr laut in die Ohren schreit, einen Ton von sich, der ziemlich mit dem nemlichen Ton, überstimmt.

Die Pferde, Esel, Maulesel, Kamele, Ochsen, scheinen die Arbeit leichter zu ertragen, und munterer fortzuschreiten, wenn sie Musik hören.

Die Pferde werden muthig beym Schall der Trompete, die Hunde durchs Jagdhorn ermuntert.

Viele Vögel nehmen die Eindrücke der Musik sehr leicht an, und singen stärker, je heftiger der Ton ist, den sie hören.

Die Bienen sollen durchs Klopfen auf ein Becken zurück zu treiben seyn, wenn sie schwärmen.", *)

Es

*) Von einigen Thieren ist es indeß doch ausgemacht, daß sie nichts bey der Musik empfinden. Herr Vigneul, Marville, ließ an einem Ort, wo sich allerley Thiere zusamen befanden, auf einer Trompete zum Fenster hinaus blasen, um

Es mag also wahr seyn, daß diese Thiere, (so wie die Thiere überhaupt) etwas bey der Musik empfinden; es scheint beym ersten Ansehen wahrscheinlich zu seyn, daß sich dieß Empfinden, in Wohlgefallen, in Behaglichkeit auflösen lasse.

Aber bey strengerer Untersuchung, kommt das, was man auf Rechnung der Musik schreibt, auf die Rechnung der Erwartung

um zu sehen, was die Musik für einen Eindruk auf sie machen würde, und er hat folgendes bemerkt:

Die Katze bekümmerte sich gar nicht darum.

Der Hund setzte sich nieder, sah herauf, und war eine ganze Stunde aufmerksam.

Ein Pferd, das unter dem Fenster fraß, rupfte sein Heu fort, und sah nur allemal ein wenig herauf, wenn es das Maul eben vollgenommen hatte.

Der Esel fraß seine Disteln fort, ohne sich auch nur ein einzigmal umzusehen.

Die vorbeygehenden Kühe blieben ein wenig stehen, und sahen herauf, giengen aber bald weiter, als wenn sie nunmehr wüßten, was es wäre.

Einige Vögel im Kefigt sangen sich fast zu Tode.

Der Hahn dachte nur an seine Hüner; und die Hüner nur ans Scharren.

ähnlicher Fälle: diesem großen Grundgesetz, nach dem die Thiere handeln.

Und dann scheinen mir, offenbar, folgende Fehler hiebey unterzulaufen.

1) Man schließt vom zahm gewordenen Thier, auf die ganze Gattung desselben; ohne zu bedenken, daß diese Behandlung des Menschen, den thierischen Instinkt, oft beynahe ganz unkenntlich mache.

Und man hatte ja keine andere Gelegenheit, diesen Einfluß auf die Thiere, zu bemerken, als die eigenen Erfahrungen, die man sich aus dem Umgang mit ihnen sammlete.

2) Denn thut man unrecht, wenn man aus gewissen Bewegungen und Handlungen der Thiere, auf ihre innere Empfindungen schließt; besonders in so ferne jene Handlungen nicht ganz freiwillig waren.

3) und zuletzt, läßt sich aus der Aufmerksamkeit, die die Thiere an der Musik zu haben scheinen, nicht auf das Vergnügen schließen, das sie darüber empfinden sollen.

Freylich die Sybariten schon, brachten Pferde zu ihren Gastereyen, welche nach der Flöte tanzten, und mit den Vorderfüßen alley wunderliche Bewegungen machten; und zu Koppenhagen, hat man 1618, auch dergleichen Tänze gesehen.

Doch

Doch was brauchen wir so weit zurük zu gehen! Können wir nicht täglich, Bären, Affen, und Hunde nach der Musik, tanzen sehen?

Aber wie augenscheinlich ist es, daß diese Thiere nicht um der Musik willen tanzen, und daß die Musik blos zu den Bedürfnißen des Führers gehöre! — Zu den Bedürfnissen des Führers! Denn ohne Musik würde keine vernünftige Seele, das Herumtaumeln des Bären, für ein Tanzen halten.

So ist also blos die Musik hier das Vehikulum, wodurch der Savoyarde seine Waare an den Mann bringt.

Nicht um der Musik willen tanzt der Bär, sondern um der Furcht der Schläge willen; denn, jezt befindet er sich vollkommen, in dem Zustand der Erwartung ähnlicher Fälle.

Die Mißlaute der Pfeiffe und Trommel, sind für ihn blos Bestimmung des Zeitpunkts, blos Errinnerungszeichen, daß es jezt Zeit sey, seine Sprünge zu machen.

Kurz diese Musik ist für ihn mechanisches Gesez, und die zum Instinkt gewordene dunkle Ahndung, *) ist die Triebfeder seiner Handlungen.

 Wo

*) Wenn du nicht tanzest, bekommst du Schläge! so würde sie lauten, in deutliche Begriffe aufgelößt.

Wo kommt da, Musik in Anschlag? zumal eine Musik, nach welcher sich gar nicht tanzen ließe!

Und dieß ist das Gesetz, wornach alle zahm gemachten Thiere handeln! Und von diesen, konnte doch nur eigentlich die Rede seyn; weil man an diesen nur allein, die Probe konnte gemacht haben.

Und ist für das Thier, mit dem Gehör der Musik, die Erinnerung von Schlägen verbunden, wie dieß der Fall mit unsern tanzenden Thieren ist, so ist es ausgemacht, daß sie alsdenn, nicht den kleinsten Grad von Behagen, an der Musik selbst, empfinden können.

Aber der umgekehrte Fall, ist eben so möglich.

Man mache es zum Beyspiel zur Gewohnheit, nie anders, als mit Musik die Thiere zu füttern; wie dieß der Fall, bey Parforce-Hunden ist;

Denn werden ihre Empfindungen freilich von ganz anderer Art seyn; denn wird man das, was in ihnen vorgeht, in thierisches Vergnügen auflösen können! Aber nicht in Vergnügen, über die Musik, sondern in Vergnü-

gnügen, über den (bey der Musik) befriedigten Appetit.

Und hier ist kein Schall so fürchterlich, er wird dem Thier bekannt, und gewohnt, wenn er es in die Erwartung ähnlicher Fälle setzt.

Auf der Solitüde ist für das Wild, das Fütterungs-Zeichen, ein Flintenschuß! So bald es ihn hört, kommt es haufenweiß zur gefüllten Krippe.

Dieß mag immer der Fall seyn, wenn es uns scheint, als ob die Thiere Vergnügen über die Musik empfänden. Hieher gehört vorzüglich die Erscheinung in der Elephantengeschichte.

„Wenn es gleich scheint, sagt Matheson, „als ob Hunde und Affen, bisweilen nach „dem Takt, tanzten, so ist doch gewiß, daß „solches vielmehr von der öftern Gewohnheit, „von der Furcht, und dem Befehl des Un„terweisers, als aus einer natürlichen Nei„gung, herrühre.„

Kurz, verbindet das Thier mit dem Hören musikalischer Töne, gleichzeitig, die Rückerrinnerung, an körperlichen Schmerz, so ist der Grund, seiner jetzigen Bewegungen und Handlungen, **Furcht**; verbindet

es,

es, mit diesen Tönen, die Errinnerung genossener Wohlthaten, so ist der Grund seiner jetzigen Bewegungen, und Handlungen, thierische Hofnung.

Und so wird es hoffentlich nicht nöthig seyn, uns weitläufig, in mehrere Beyspiele einzulassen; da man aus diesem angeführten Grundsatz, die meisten aller bekannten Erscheinungen, so sicher erklären kann.

Wer wird, wenn er das Pferd, beym Schall der Trompete muthig brausen, *) den Hund beym Jagdhorn voll Eifer sieht; bey dem erstern, nicht alle das Anspornen und Antreiben berechnen, das das Pferd lange vorher, so oft wiederholt, in den nehmlichen Umständen ausstehen mußte, und dessen es sich jetzt errinnert: — wer wird beym Hund, das Verlangen nach einem Gut, und die Hofnung es zu besitzen, nicht mit in Anschlag bringen; und jene Töne, nicht blos für Signal, für Aufforderungszeichen, halten?

Am weitesten ist man vielleicht gegangen, wenn man das, was blos Aufmerksamkeit ist, die aus dem Trieb der Sicherheit entsteht, für Behaglichkeit an Musik ausgeben will.

Das

*) Fremit equus, cum signa dedit tubicen.
Ovid.

Das Beyspiel mit dem Wolf, scheint uns hieher zu gehören.

Der Wolf wird durch den Klang der Rohrpfeife bey Verfolgung des Lamms aufgehalten, sagt Ovid.

Vorausgesetzt, daß hier nicht blos poetisches Bild ist, daß die Sache im strengsten Verstand zu nehmen sey; so fragen wir, warum wird er aufgehalten? — gewiß nicht, um sich der ruhigen Empfindung der Musik zu überlassen; sondern weil er sich in seiner Sicherheit gestöhrt fühlt, weil er da, wo er blasen hört, mit Grund einen Feind vermuthet. Diese Töne der Rohrpfeife, sind für ihn nichts anders, als ein plötzlich auffallendes Objekt, das ihn in seinem Laufe stöhrt.

Mit diesen Tönen verbindet er augenblicklich das Gefühl seiner Gefahr; und nun bleibt er einige Augenblicke stehen, um zu sehen, von welcher Seite er diese Gefahr zu befürchten habe.

Eben dieß Gefühl der Gefahr ist es, wodurch sich jene Erscheinung in der Bienenwelt erklären läßt.

Man sagt die Bienen sollen durchs Klopfen an ein Becken, zurück zu treiben seyn, wenn sie schwärmen; man schreibt ganz natürlich diese Wirkung auf die Töne, die durch

dieß

dieß Klopfen verursacht werden; aber man folgert ganz wider alle Wahrscheinlichkeit, hieraus, ihre Liebe zur Musik.

Der Bienenbeobachter wird uns eben sowohl versichern, daß diese Thierchen, durch Wasser in die Luft gespritzt, durch Sand in die Höhe geschleudert, zurück zu treiben seyn; er wird uns beweisen, daß überhaupt jedes auffallende, sinnlich zu empfindende Objekt, im Stande sey, diese Thierchen aufzuhalten; er wird endlich diese Erscheinung aus der Furcht erklären, und darthun, daß ihre Empfindung gerade die entgegengesetzte seyn müße, von der, für welche man sie auszugeben sucht.

Ja, gewisse Erscheinungen in der Thiergeschichte, wodurch man die Behaglichkeit dieser Wesen an der Musik beweisen will, beweisen gerade das Gegentheil.

Die Hunde, sagt Büffon, sollen einen Gefallen an der Musik haben; zum Beweiß führt er an: sie geben, wenn man ihnen einen gewissen scharfen Ton, sehr laut in das Ohr schreit, einen Ton von sich, der ziemlich mit dem nemlichen Ton übereinstimmt.

Er führt hier einen Umstand an, der gerade gegen ihn beweißt.

Die Erfahrung selbst, ist außer allen Zweifel. Die Hunde empfinden etwas bey musikalischen Tönen. Der Ton, den sie zu gleicher Zeit von sich hören lassen, setzt als Beweiß die Sache außer allen Zweifel.

Aber nur auffallend ist es, daß sie diesen Ton erst hören lassen, wenn der fremde Ton, der auf sie wirkt, sehr durchdringend, hell, rauschend, und stark ist; und wenn er mit dem ihrigen gleiche Stimmung hat.

Was das erste anbetrift; so glaube ich verbürgt uns dieß Heulen des Hundes, bey jenen scharfen Tönen, als zum Beyspiel, beym Glockenläuten, beym Schall des Posthorns, ꝛc. sein Mißfallen, das er darüber hat.

Er verabscheut den Zustand, in welchen er durch diese Töne gesetzt wird; und fängt an zu heulen. Vermuthlich, weil die Empfindung davon, für seine Gehörgliedmaßen, zu scharf und schneidend ist. Sein Ton, den er jetzt von sich giebt, ist Ausdruck des Schmerzens.

Der zweyte Fall, scheint mehr Schwierigkeit zu haben.

Warum giebt der Hund gerade einen Ton an, wenn er einen andern hört, der

mit

mit dem seinen gleichstimmig ist; *) und beweißt dieß etwas, für das Wohlgefallen des Hunds an diesem Ton?

Man erkläre es, wie man wolle; ich glaube es beweißt das Gegentheil.

Man berufe sich nicht, auf eine gewisse Sympathie, die in dem Analogon beyder Töne liegt; dieß hieße in der That, nichts gesagt.

Ich glaube folgende Vermuthung, gränzt näher an die Wahrscheinlichkeit.

Der Hund glaubt vielleicht in dem Augenblick, wenn er einen Ton hört, der mit dem seinigen einstimmig ist, den Laut eines andern Hundes zu hören; er befindet sich also nun in dem Zustand der höchsten Täuschung, und wird gerührt.

Aber der Ton, den er alsdenn von sich giebt, hat ganz das Gepräge der Klage; denn er ist Geheul; wie also, wenn er den fremden auch für Klage hielte; wenn sein Ton alsdenn Beweiß seines Interesse wäre, das er am Klagenden nähme?

Und ich gestehe, mein Zutrauen gegen die Hunde ist so Kästnerisch (S. einige Vorlesun-

*) Gemeiniglich ist dieß für kleinere Hunde, das Mittel auf der Flöte.

sungen, Seite 45) daß ich es nicht wagen möchte, die Frage gerade zu, zu verneinen.

Und wie freute ich mich, als ich nachhero fand, daß einer unserer ersten Denker, Moses, völlig dieser Meinung sey!

Woher kommt es, (fragt er) daß wir leichter zum Mitleid bewegt werden, wenn wir in ähnlichen Umständen sind, ähnliche Leiden schon ausgestanden, oder noch zu befürchten haben? Nicht aus eigensüchtiger Furcht, wie Aristoteles glaubt, sondern aus dem Selbstgefühl eines ähnlichen Uebels, das unser Mitleiden schärft, indem es uns den Leidenden, als desto bedaurenswerther betrachten läßt.

Aus eben der Ursache sympathisirt auch jedes Thier, mit dem Geschrey eines Thiers, das von seiner Art ist, indem es mit diesem Laut, das innere Leiden, das es selbst zu einer andern Zeit gefühlt hat, jetzt auf das lebhafteste verbindet, und mit fühlt.

Die letzte, und vielleicht Hauptschwierigkeit, scheint noch übrig zu seyn; nemlich die Erfahrung mit den Vögeln.

Man sagt, sie nehmen die Eindrücke der Musik leicht an, sie singen stärker, je heftiger der Ton ist, den sie hören; sie singen mit,

 wenn

wenn wir singen; sie würden es nicht, schließt man, wenn sie nichts für die Musik empfänden.

Das erste geben wir zu: die Folge läugnen wir.

„Sie nehmen die Eindrücke der Musik leicht an.„ *) Natürlich! Denn Gesang ist gerade die einzige Sprache, die ihnen die Natur gab: gerade das einzige Mittel, ihrer tausendfach erhaltenen Impreßionen, sich zu entledigen. Eben so leicht könnt ihr den Papagay, und den Staar einzelne Wörter lehren. Er wird sie sagen; aber er wird nicht fühlen was er sagt.

„Sie singen stärker, je heftiger der Ton ist, den sie hören.„

Aber der Ton braucht nicht musikalisch zu seyn: man darf nur stark reden, oder sonst Geräusch machen, sie werden eben das thun.

Beruft euch nicht, auf den eigenen Gesang der Vögel, um uns zu erklären, wie es wahrscheinlich sey, daß sie etwas für die Musik empfinden müßten.

Wollt

*) Dieß geht freilich oft bis ins unglaubliche hinein. So sagt man, die Königin von Frankreich, habe 1783, einen Hänfling bekommen, der alle Arien aus der Oper, Dido, singen konnte.

Wollt ihr die einzelnen abgebrochenen Töne, oder die kleinen, oft übel zusammenhängenden Strophen ihrer Gesänge, für Musik ausgeben?

Ihr Gesang ist Flickwerk, ohne Bedeutung, ohne Sprache! die Töne der Natur sind nicht melodisch, sagt Moses; und der Künstler muß sie verschönern, wenn er gefallen will.

Aber vergieb große Bildnerin! herrliche Schöpferin des tausend Schönen! vergieb Natur, einem deiner treusten Söhnen! ich lästre nicht! ich rede nur Wahrheit; ich gebe nur dein Werk für das aus, wofür du es selbst gehalten wissen willst!

Kommt nicht das Vergnügen, das wir am Gesang der Vögel zu empfinden glauben, hauptsächlich auf Rechnung der schönen, blühenden Natur, in deren Schoos, — und des belaubten Baums, unter dessen Schatten wir sie singen hören? Trägt da nicht, die Befriedigung unserer Triebe nach Unterhaltung und Beschäftigung, sehr viel bey? und würde uns, unter andern Umständen, dieser Gesang eben so entzücken?

Ist es nicht ebenfalls Rückerinnerung der genossenen, und Ahndung der künftigen Frühlingsfreuden, die uns im Winter über

 den

den Gesang unserer eingesperrten Vögel, Vergnügen empfinden läßt?

Ist dieser Gesang nicht für uns Merkmal und Signal; Merkmal, der genossenen, Signal, der zukünftigen Freuden der Schöpfung?

Ziehet diese Ideenverbindung der Seele, auf welche sie freilich der Gesang der Vögel leitet, ab; und er wird euch gleichgültig bleiben, weil er an sich selbst nicht im Stande ist, Bewegungen in der Seele hervor zu bringen.

Noch deutlicher soll dieß durch folgende Bemerkung werden.

Warum gefällt uns der Gesang der Nachtigall einstimmig am besten? Deßwegen, weil er nur allein etwas Ausdruck hat.

Dieser Ausdruck liegt darinnen, daß er die Seele, auf eine bestimmte Idee führt; und diese Idee ist die Mutter einer nachfolgenden Empfindung.

Das Ziehen der Töne, das ist's, was ihren Gesang über alle Vögelgesänge erhebt, und ihm Ausdruck giebt.

Dieß Ziehen hat die Eigenschaft der Klage, und erweckt die bestimmte Idee derselben.

Hier

Hier erkennt sich der Beobachter, der Horcher; hier fühlt er sich; hier denkt, hier empfindet er.

Diejenigen, die die Wirkung ihres Gesangs auf Rechnung der Nacht schreiben; weil sie die einzige Sängerin ist, die sich denn noch hören ließe, sagen nur etwas Halbwahres. Sie sollten blos sagen, die Nacht mache den Gesang genießbarer, und ließe uns ruhiger Theil daran nehmen.

Gewinnen kann er freilich alsdenn dabey; aber er erhält nicht seine ganze Bestimmung dadurch.

Und so glaube ich, die Frage: „fühlen die Thiere etwas bey der Musik? kann man ihnen Musikliebhaberey zuschreiben? ist die Musik im Stande, ihnen Vergnügen zu gewähren?„ hinlänglich untersucht, und richtig beantwortet zu haben.

Das Resultat unserer Untersuchungen, wäre noch einmal, kürzlich dieses:

Die Thiere empfinden zum Theil, je nach der Receptivität ihrer Organen, und Körperbau's, *) bey der Musik: aber blos also

*) Mehr empfinden sie ganz gewiß, je mehr ihr organischer Körper, dem Menschen-Körper sich nähert; weniger, je mehr er sich davon entfernt. Einige Thiere empfinden gar nichts dabey.

das, was auf Rechnung des Körpers kommt; also nur wenig. Die Quelle ihres Vergnügens ist also blos einfach. Das Vergnügen blos Empfindung körperlicher Behaglichkeit, die aus der Wiederherstellung des Tons, aus dem angenehmen Nervenkitzel entstehet. Beweise a priori sind hiebey sicherer, als Erfahrungen, denen, wie wir gesehen haben, oft so wenig zu trauen ist.

IV.

Vom Werth der Musik für die Gesundheit.

Wir kommen jetzt auf eine Frage, die uns hieher zu gehören scheint, und die desto mehr auf sich hat, je unbestimmter sie bisher aufgeworfen, und beantwortet wurde.

Es ist diese: Hat die Musik Einfluß auf die Gesundheit?

In so ferne diese Gesundheit, Folge von der Heiterkeit, Ruhe, Wohlseyn, und den angenehmen Empfindungen der Seele selbst ist, in so ferne sie also aus dem Band der Vereinigung zwischen Körper und Seele, und ihren wechselsweisen, und gegenseitigen Wirkungen in einander fließt, — kann man diese Frage nicht aufgeworfen haben. *)

*) Auf diesem unbefriedigenden Wege, sucht der Verfasser der Abhandlung: von dem Einfluß der Musik in die Gesundheit der Menschen, Leipzig 1770. diesen Einfluß zu beweisen. Sein Beweiß geht dahin, wie

Die Sache ist so außer Streit, so allgemein anerkannt, daß diese Frage sehr unnöthig, und überflüßig seyn würde.

Es ist außer Streit, es ist allgemein anerkannt, daß, so wie die Geschäfte der Seele am besten von statten gehen, wenn der Körper sich in dem Zustand einer vollkommenen Gesundheit befindet, der Zustand der Behaglichkeit, in welchem sich die Seele befindet, hinwiederum einen großen Einfluß habe, in die Geschäfte des Körpers.

Wenn

wie durch ein vergnügtes Herz, die Gesundheit befördert werde. Seine Beweise sind folgende.

1) Die Musik befördert die Freude. 2) vertreibt die Traurigkeit des Herzens. 3) besiegt die Furcht. Dieß lautet nach einer eben so unbestimmten Erklärung Seite 17. also: — „so sehr macht sich die Tonkunst auch in diesem Stück um die Gesundheit verdient, so „einnehmend sind ihre Töne, daß sie den Menschen eine völlige Sicherheit für den traurigen „Folgen verschaft, die mit Ungestüm bey Gefahren, das feste Gebäude der erquickenden „Hofnung, niederzureissen drohen.„

4) Sie stillt die Heftigkeit des Zorns.

5) Sie verschaft uns nach ausgestandener Arbeit, eine anständige Erquikung, und

6) Bewegung.

Wenn ein Theil leidet, so leidet der andere mit, wenn ein Glied herrlich gehalten wird, so freuet sich das andere mit.

Der Zustand der Zufriedenheit, des Vergnügens, und der Behaglichkeit, in welchem sich die Seele befindet, wird also machen, daß die mechanischen Geschäfte des Körpers, leichter von statten gehen.

Er wird einen großen Einfluß in die Gesundheit des Körpers haben; denn er wird ihn, in eine gewiße Thätigkeit setzen, er wird den freyen Umlauf des Bluts befördern, er wird seine Schweißlöcher eröffnen; er wird seine Säfte für Stockung verwahren ꝛc.

Aber wie gesagt, von einer solchen Gesundheit, wie sie sich aus dem Band dieser gegenseitigen Vereinigung erklären läßt, kann hier die Rede nicht seyn.

Sondern die Frage ist, hat die Musik an und vor sich Einfluß auf die Gesundheit des Körpers, und zwar, unabhängig von der Seele gedacht?

Man kann hier an eine Gesundheit denken, in so ferne sie blos Fortdauer einer solchen ist, wenn sie schon da ist, — und denn, in so ferne sie, aus dem Verschwinden der Krankheit entstand, in so ferne sie, unmittelbare Folge auf den Zustand der Krankheit ist.

Im zweyten Fall, würde man also fragen müssen, ist die Musik im Stande, Kranke gesund zu machen? Kann sie als ein Mittel der Heilung, als Kur, betrachtet werden?

Was die bloße Fortdauer einer schon vorhandenen Gesundheit betrift, so hat die Musik allerdings Einfluß auf sie; sie ist sehr geschickt diese Gesundheit zu erhalten; dieß läßt sich aus der Natur ihrer Wirkungen auf den Körper erklären.

Den Beweiß haben wir oben geliefert, wo wir die erste Quelle des musikalischen Vergnügens im Körper entdeckten; es aus dem Verschwinden namenloser Schmerzen herleiteten; und die damit verbundene Behaglichkeit, *) und Wohlseyn des Körpers zeigten.

Nun wollen wir einige Beobachtungen sammlen, die die Sache näher erklären.

Die erste ist die vom Schmit.

Durch unsern ganzen Körper laufen eine Menge Fibern **) von verschiedener Spannung,

*) Jede sinnliche Vorstellung einer Vollkommenheit, sagt Moses, muß ein Wohlseyn des Körpers, und sinnliche Wollust nach sich ziehen.

**) vergl. von dem, was die Menschen Humor nennen. Seite 41.

nung, alle elastisch, welche durch die klingende Luft, sanfte Eindrücke empfangen, und zwar von denen, ihrer Länge, Dicke, und Spannung correspondirenden Tönen, woher eine gelinde Bewegung der in ihnen befindlichen Säfte, und daraus ferner eine angenehme Empfindung entstehet.

Die nervigten Gefäße, sagt Moses Mendelssohn, durchkreutzen sich in tausend labyrinthischen Gängen, so zart, daß in dem ganzem Bau, alles mit einem, und eines, mit allem verknüpft ist.

Die Grade der Spannung theilen sich von Nerve zu Nerve harmonisch mit, und niemahls geschiehet eine Verändrung in einem Theil, die nicht gewissermaßen einen Einfluß in das Ganze habe. Diese harmonische Spannung, nennen die Kunstverständigen den Ton.

Wird nun ein Glied, wird ein Theil des menschlichen Körpers, von einem sinnlichen Gegenstande sanft gereizt, so pflanzen sich die Wirkungen davon, bis auf die entferntesten Gliedmaßen fort; alle Gefäße ordnen sich in eine heilsame Spannung, in den harmonischen Ton, der die Thätigkeit des menschlichen Körpers befördert, und seiner Fortdauer zuträglich ist.

Nach

Nach dem Genuß einer mäßigen Lust, gehet das Spiel aller Lebensbewegungen freyer, und lebhafter von statten, die heilsame Ausdünstung, der Thau des menschlichen Körpers wallt ungehindert fort, und wirkt in diesem Augenblick, nach dem Zeugniß des Sanctorius, die größten Wunder, der Körper befindet sich wohl, und sein harmonischer Ton ist hergestellt.

Wir fühlen, sagt Möser im Harlekin, daß einige Töne, vielleicht diejenigen, so mit unsern Nerven einstimmig sind, ein angenehmes Zittern in denselben erregen; ja wohl gar, sie auf eine nützliche Weise, reizen, trocknen, stärker und lebhafter machen. Diese mechanischen Wirkungen sind indeß nicht allein auf die Tonkunst eingeschränkt; Stellungen, Gebehrden, Gemählde, — kurz, das Aug hat sie eben so gut, als das Ohr.

Ein Kind lacht, wenn man ihm zulacht. Wolf lachte, als er den Kupferstich des la Mettrie zuerst erhielt; man gähnt, wenn man gähnen sieht, man weint, wenn man weinen sieht.

Greßet, wird insbesondere auf die Zusammenfügung des menschlichen Leibs, sein Augenmerk richten; er wird finden, daß diese Einrichtung ganz harmonisch ist, er wird

zwi-

zwischen ihr, und der Harmonie eines Conzerts, etwas sympathetisches zu finden glauben, und daraus auf ihren Einfluß, in den erstern schließen.

Eine Meinung die Hr. Moses unterschreibt, wenn er behauptet, daß gewisse nervigte Gefäße des Gehörs, mit den klingenden Saiten harmonisch erbeben: und daß alle Nerven unsers Körpers, durch die Töne, in gewisse, mit den Saiten übereinkommende Spannungen gesetzt werden.

Baron wird in seinem Versuch über das Schöne, S. 112, uns noch eine andere Beobachtung darreichen. Nach ihm zeigt uns die Zergliederungskunst, daß die Nerven, welche das Innerste des Ohrs bekleiden, um dem Sinn des Gehörs zum Werkzeug zu dienen, sich in eine große Menge zarter Fäserchen austheilen; daß diese Fäserchen zum Ausgang des Ohrhäutchens, und der andern Höhle des Ohrs sich allenthalben ausbreiten; einige im Gehirn, andere in dem innersten des Mundes, andere im Herzen, endlich andere in den untersten Eingeweiden. Daß alle diese Fäserchen von einer großen Beweglichkeit, von einem geschwinden innerlichen Trieb, und in einer entsprechenden Ausspannung sich befinden, um bey der ersten

Be-

Bewegung, vom Gehörhäutchen erschüttert zu werden, etwa so, wie die Saiten auf einem Clavier.

Das ganze Nervensystem, (sagt zulezt der Verfaßer der Abhandlung über den Einfluß auf die Gesundheit) wird auf eine angenehme Art gereizt, die Gliedmaßen in Bewegung gesezt, das Blut in Wallung gebracht, und in alle Gegenden des Körpers herum getrieben. Hierbey wird zugleich die Absondrung der Säfte befördert, vermehrt, und der Stockung vorgebeugt; die Lebensgeister erweckt, alle Theile gestärkt, die Verdauung befördert.

Wenn wir alle diese Beobachtungen, die hinlänglich seyn mögen, und die wir nur ohne Noth vervielfältigen würden, mit einander vergleichen, so kommt folgendes Resultat heraus:

Unter allen Künsten, ist die Musik die einzige, die so allgemein, so stark, so unwiederstehlich wirkt; diese Wirkungen lassen sich aus der Beschaffenheit der sinnlichen Werkzeuge erklären, auf die sie geschehen.

Es giebt eine Menge Fibern, und zarter Fäserchen, die sich durch den Körper hin ausbreiten, und in dem eigentlichen Gehör-Nerven, als ihrem Mittelpunkt, zusammen laufen.

laufen. In diesen pflanzen sich die Eindrücke, die das Ohr unmittelbar erhält, fort; diese elastischen Fäserchen, werden zugleich, mit dem Gehörhäutchen erschüttert.

Dadurch muß der Körper nothwendig in den Zustand einer sanften Bewegung gesetzt werden, und Empfindungen erhalten, die sich mit denen, des gelinden Kitzels am ersten vergleichen lassen.

So angenehm einerseits also, diese kitzelnde Bewegung dem Körper selbst seyn muß, so gewiß trägt sie andererseits das ihrige dazu bey, jene Gefäße und Fibern, die sie in Bewegung setzt, für Verstopfung, oder Erstarrung zu bewahren, und dadurch erhält die Musik, Einfluß auf den Zustand körperlicher Behaglichkeit, auf Gesundheit.

Und nun wird sich die Frage, ob die Musik auch im Stande sey: die verlohrne Gesundheit wieder herzustellen, Krankheiten zu vertreiben, ob sie ein Mittel der Heilung seyn könne? — desto sicherer beantworten lassen.

Sie wird allerdings im Stande seyn, nach jenen anatomischen Beobachtungen, einige Krankheiten zu heilen; nemlich alle die, die durch die Wiederherstellung des Tons im Körper werden geheilt

wer-

werden können; alle die, die nicht aus einer völligen Zerrüttung, und Verderbniß des Bluts entstanden sind.

Leibniz glaubte in einem seiner Briefe, daß sich die Arzneykunst von dieser Seite, viel zu versprechen hätte! und in Platos Tischgesprächen kommt ein ähnlicher Gedanke vor.

Wir wollen nun diese Schlüsse mit Erfahrungen unterstützen; und zuerst Beyspiele aus der Vorwelt sammlen.

Thaletas (Thales) von Creta, soll durch die Musik die Pest vertrieben haben.

Ismenias soll viele vom Hüftweh geplagte Böotier, durch sein Flötenspiel gesund gemacht haben.

Asclepiades hat einem Tauben durch die Trompete geholfen. *)

Martianus Capella von Carthago, hat Wahnwizige kurirt;

Theophrastus versichert, gewisse Otternbisse, wären nur allein durch die Musik zu heilen.

Mehr

*) „Allerdings ein Wunder, daß eben der Lärm, „der manche Leute taub machen könnte, bey „andern ein Mittel dagegen sollte abgeben „können!“ ruft hier Burney aus. Allein, nichts ist begreiflicher, nichts weniger wunderbar, als dieses.

Mehr Beyspiele kann man im Burney finden.

Man würde sehr unrecht thun, diese Beyspiele wegen ihres Wunderbaren gerade hin zu läugnen; da es ja ohnehin bekannt ist, daß die Musik der Alten, an Wirkung unsere Musik, durchaus bey weitem übertraf.

Folgende Bemerkungen glaube ich, geben einigen Aufschluß, und benehmen jenen Beyspielen wenigstens das Auffallende.

1) Einige der uns überlieferten Beyspiele von den musikalischen Kuren der Alten liegen ganz offenbar in der Natur der Sache; und sind so begreiflich, als wunderbar sie zu seyn scheinen.

Zum Beyspiel, Asclepiades hat einem Tauben durch die Trompete geholfen! wie natürlich! wie begreiflich.

Die Sache beruhete auf der Schärfe und Durchdringlichkeit des Trompetentons, aber nicht auf dem Musikalischen desselben. Er hat also vermuthlich durch den Trompetenton, das verwachsene Ohrhäutchen zersprengt, und dadurch den Tönen den Eingang wieder geöfnet.

Eine Kur, die noch jeder Doktor heut zu Tag gebrauchen könnte, und gebrauchen würde, wenn er so gewaltsame Mittel erwählen

 wollte,

wollte, und die wenigstens eben so gut ist, als ein Pistolenschuß, oder Glokenläuten. *)

2) Die Alten reden zum Theil selbst, auf eine solche Art von den Wirkungen ihrer Musik, die uns ihre Möglichkeit begreiflich macht.

Apollonius Dyskolus, sagt in seiner historia commentitia, die Musik sey ein bewährtes Mittel, wider die Niedergeschlagenheit, und Verrückung! Also — Musica curat corpus per animam.

Cölius Aurelianus erklärt seine loca dolentia decantare, so: der Schmerz werde dadurch gehoben, daß man eine Schwingung in den Fibern des leidenden Theils vernrsache.

Galen

*) Ein junger Mesnch von Bern, der von Natur ganz hörlos war, gieng einstmal in Gesellschaft anderer jungen Leute, auf den Kirchthurm, und als er gerade bey den Glocken stand, wurde eine derselben plötzlich angezogen. Der junge Mensch fiel auf einmal wie todt zur Erde nieder; endlich erholte er sich nach und nach, und es zeigte sich, daß die gewaltige Erschütterung seiner Gehörsnerven, welche der starke Klang der Glocke bewirkt hatte, diesem Unglücklichen, der von Mutterleibe an, taub und stumm war, sein Gehör wieder verschaft hatte.

Galen redet vom Flötenblasen auf den leidenden Theil.

3) Neuere Aerzte unterstützen durch eigene glaubwürdige Erfahrungen, den Glauben, an die Wirkungen der alten Musik.

Bürette, ein Akademiker, der nicht nur aus der Musik der Alten sich lange ein eigenes Studium gemacht, sondern auch selbst Art zwar gestehet, es sey nicht nur möglich, sondern auch wahrscheinlich, daß die Musik, wenn sie in wiederholten Schlägen, und Schwingungen, auf die Nerven, Fibern, und Lebensgeister wirkt, zur Heilung gewisser Krankheiten dienlich seyn könne; und glaubt er, unsere Musik könne dieß eben so wohl, als die alte.

Freilich auf die Güte der Musik käme es weniger an, als auf die Summe, und Modifikationen des Schalls.

Er findet es ganz begreiflich, daß die Musik Hüftweh *) vertreiben könne, nicht nur durch Zerstreuung der Seele, sondern

 auch

*) Der ungenannte Verfasser vom Einfluß der Musik auf die Gesundheit, erklärt diese Kur vom Hüftweh, unbefriedigend, und nur halb wahr, da er, aus seinem einmal angenommenen Grundsatz: die Musik heilt den Kör-

auch durch hervorgebrachte Schwingungen, und Erschütterungen der Nerven, die die Säfte in Bewegung bringen, und die Stokungen heben können, die das Uebel verursachen.

Eben diese Wirkungen musikalischer Töne, auf die Fibern des Gehirns und Lebensgeister, können die Schmerzen epileptischer, und wahnwitziger Personen lindern, und die Krankheit selbst schwächen.

Kurz der Einfluß der Musik auf die Gesundheit, durch Erschütterung der Nerven, ist sicher.

Selbst

Körper durch die Seele, alles herleiten will.

Das Hüft- oder Lendenweh, spricht er, rührt gemeiniglich von Verstopfung in den Eingeweiden her, und diese haben bisweilen ihren Ursprung von unmäßiger Traurigkeit. Wird nun die Seele aufgeheitert, welches durch die Musik geschiehet, so ist sehr wahrscheinlich, daß dadurch der Schmerz gelindert werde.

Zu dem, so schlagen auch andere Mittel eher an, wenn die Seele ruhig ist; und der Arzt gewiñt dabey allemal. Die Schmerzen fangen an, nach zu laßen, wenn man nicht so oft daran denkt; die Musik zieht die Gedanken vom Gegenstand ab, und dämpft also das Hüftweh.

„Ohe iam satis est!"

Selbst in den Memoires der Akademie der Wissenschaften, findet man Beyspiele musikalischer Kuren solcher Krankheiten, die durch nichts konnten geheilet werden.

Dieser musikalischen Wirkung auf die Nerven, sagt Herr von Mairan, haben wir die Heilung krampfhafter Uebel, und derjenigen Fieber zu danken, die von Wahnwitz und Zuckungen begleitet sind.

Auch D. Bianchini, führet aus seiner eigenen Erfahrung Kuren durch die Musik an.

Und so ist denn, wenn wir die Rechnung schließen, die Musik allerdings ein Mittel der Gesundheit, ein Heilungsmittel.

Sie kann gewisse Krankheiten verschwinden machen; sie thut es, (die Mitwirkung der Seele abgerechnet) hauptsächlich durch zwey Mittel.

Einmal: daß sie zu Bewegungen*) reizt, und dadurch ein gutes schweißtreibendes Mittel wird; und zweytens, daß sie durch den

*) Augenscheinlich reizt die Musik den Körper zur Bewegung. Man nehme nur die Wirkungen verschiedener Tanzmelodien. Es ist nicht möglich, sie anzuhören, ohne ganz von dem Geist, der darinen liegt, beherrscht zu werden.

Man

den Einfluß auf die Nerven, den Ton wieder herstellt; und die Krankheiten, die aus der Zerrüttung derselben entstanden, als zum Beyspiel, Lähmungen, Verstopfungen ꝛc. vertreibt.

Man wird wider Willen mechanisch gezwungen, das, was man dabey fühlt, durch Geberden und Bewegungen des Körpers auszudrücken. Ohne Musik kann kein Tanz dauren.

Durch diese Bewegung suchte man ehemals die Heilung des Tarantelstichs zu erklären. Aber nun ist es erwiesen, daß die ganze Geschichte, offenbarer Betrug der Einwohner von Apulien war; die die Krankheit, und Kur erdichteten, um des Gewinstes willen. Man hat Versuche mit der Tarantel gemacht: und man konnte sie, durch viele Versuche, nicht einmal reizen, zu stechen.

Außer dem hat die Musik auch Einfluß auf die Gesundheit des Spielers, durch Bewegung bey Saiteninstrumenten; durch eine entsprechende Veränderung der Lunge, und Versorgung mit neuer Luft, bey Blaßinstrumenten.

Belege.

Greßet sagt in seiner Rede über den Adel der Musik; „Der Adel aller Künste, „scheint auf drey Vorzüge gegründet zu seyn; „1) auf das Alterthum des Ursprungs, 2) „auf die bemerkte Gewalt, 3) auf die Ehr„erbietung der Völker.“

Wir wollen diesen Gedanken Greßets, der uns durchaus das Gepräge der Wahrheit zu tragen scheint, zu einer Regel machen, für die Belege, die wir jetzt liefern, und durch die wir die entschiedene Wahrheit des bisher Gesagten, mehr ins Licht zu setzen hoffen.

Unsere Belege sind also hergenommen vom Alter der Musik, von ihren bemerkten Wirkungen, und von der Ehrerbietung der Völker.

Diese Ehrerbietung theilen wir in zwey Abschnitte.

In dem ersten handeln wir (a) von Anstalten ganzer Gesellschaften, zur Aufnahme der Tonkunst; diese Anstalten flossen ganz natürlich aus der Ehrerbietung als Folge.

Und im zweyten (b) von Gesinnungen, Meinungen, Gemeinsprüchen, einzelner, entscheidender Männer, zu Gunsten der Musik.

Alter.

Fragen wir Greßet um das Alter der Tonkunst, so wird er uns antworten: „Die „Archive der Welt sagen uns, daß die Mu„sik eben so viel Jahrhunderte, als die Welt „rechne; daß die angenehme Gesellin des er„sten Menschen, die Erfinderin der ersten ab„gemessenen Klänge gewesen; daß, so bald „sie die angenehme Stimme der Vögel gehört, „sie ihre Mitbuhlerin worden, und ihre Kehle „versucht habe; daß sie, so bald sie darinnen „eine Biegsamkeit gewahr worden, die sie „vorher nicht gekannt, noch mehr rührende „Annehmlichkeiten fand, als diejenigen waren, „die der Gesang der Vögel hatte; daß sie „endlich, nachdem sie sich täglich darauf be„fleißigte, in ihrer Stimme, viel leichtere Be„wegungen, und zärtliche Fälle fand, darin„nen sie, durch die Liebe unterwiesen worden."

So französisch auch immer hin dieß Räsonnement seyn mag, so bleibt es doch indeß nicht unwahrscheinlich, daß die Musik die älteste aller Künste sey; sie ist

ist mehr, als irgend eine ihrer Schwestern, unmittelbares Werk der Natur.

Und so finden wir sie, schon in den ersten Zeiten; so kann sich jedes Volk, jede Nation rühmen, sie erfunden zu haben.

Sie lag gewißermaßen schon in den Bedürfnißen, eines, erst zur Bildung, nach und nach, empor wachsenden Volks. Zu einer Zeit, wo noch keine Schreibkunst war, mußten die Völker ihre Zeit-Bücher nur in Versen verwahren, die man öfter sang, um die Errinnerung der Geschichten zu verewigen. Da mußte sie die Verwahrerin der Denkmäler des Alterthums seyn.

Je weiter wir uns in der Geschichte hinauf wagen, desto mehr werden wir finden, daß die Religion, mit Beystand der Musik gegründet wurde, und daß sie selbst hypothetische Bedürfniß für die Kirche war. Die Harmonie behauptete immer eine der ersten Stellen im Heiligthum.

Das Israelitische Volk mag vorzüglich zum Beweiß dieser Wahrheit dienen.

Es sey dem eignen ausführlichen Geschichtschreiber der Musik vorbehalten, sie selbst, von ihrem ersten Entstehen, und Einführung in der Kirche, durch alle Stufen ihrer allmähligen Zunahme, und Vollkom-

menheit, zu verfolgen. Für uns sey es diesmal genug bey ihrer merkwürdigen Epoche unter David und Salomo stehen zu bleiben.

Es ist kein Zweifel, daß sie damahls, bey dieser Nation, im höchsten Flor stand, und mehr als jemahls zum Bedürfniß gehörte.

Sie waren es vorzüglich, David, Asaph, Salomo, die sich in die Chöre der Sänger, und Tonkünstler mischten.

David hatte sie nicht nur die erhabensten ihrer Lieder, sondern vielleicht auch die besten ihrer Compositionen zu danken.

Er sorgte für prächtige Tempelmusik, und richtete eine besondere Musik-Schule, auf.

Diese Einrichtung setzte Salomo genau fort; so wie Hiskias bey seiner Reformation sein Geschäfte es seyn ließ, auf die verdorbene Musik zu sehen.

Zu Nehemiä Zeiten belief sich die Zahl der heiligen Sänger, und Sängerinnen auf 200; und nach Juvenel auf 288 Sänger, unter Salomo. *

So

*) Bey den Hebräern sollen 34 bis 36 verschiedene Arten von Instrumenten bekannt gewesen seyn; und nach Josephus hatte König Salomo 40,000 einzelne Instrumente zum Gebrauch

der

So gut das Israelitische Volk seinen David und Salomo hatte, die die Tonkunst in das Heiligthum einführten; so gut hatten andre Völker außer der jüdischen Kirche, ihre

re

der Tempelmusik, so wie schon zu Davids Zeiten 4000 praktische Tonkünstler unter den Leviten gewesen seyn sollen. Bey Einweihung des Tempels zählte man 120 Trompeter.

Bey der, von Josepho angegebenen Zahl von Instrumenten, wird sich wohl schwerlich jemand beruhigen: sie ist, in so ferne dem Abschreiber kein Fehler zu Schulden kommt, in keiner Absicht wahrscheinlich, nicht wahrscheinlich an sich selbst, besonders wenn sie der obern zahl von 36 Instrumenten entgegen gesetzt wird; aber auch gar nicht wahrscheinlich in Absicht der Glaubwürdigkeit dessen, von dem sie sich herschreibt.

Die Kritik könnte indeß doch etwas sagen, um jene Zahl, von dem Vorwurf der ungeheuren Uebertreibung zu retten.

1) Waren bey der Einweihuug des Tempels, schon 120 Trompetenblaser; so würden vielleicht diese Trompeter, überhaupt mit der ganzen Summe von 4000 Spielern, in eben dem Verhältniß gestanden seyn, in welchem z. B. bey einer pfalz bayrischen Kapelle, 4 Trompeter, mit 130 Instrumenten-Spielern, stehen.

2) Man könnte jene große Zahl der Spieler, durch die Größe des Tempels und durch die

Sitte

re Hermes, Trismegistus, Orpheus, Zoroasters und ihre Gymnosophisten, die ein gleiches thaten, die bemühet waren, höhere Vortheile aus der Tonkunst zu ziehen.

Besonders scheinen die Egyptier nach dem Beyspiel der Israeliten, hauptsächlich für

Sitte, meist unter freyem Himmel zu musiciren, wahrscheinlich machen,

(Diesem Bedürfniß von der Größe des Raums, da schon der kleinste, von August erbaute Schauplatz 20,000 Menschen enthielt, hatten die Alten, zumahl da ihre Schaubühnen unbedeckt waren, die Erfindung der metallenen Masken, und der harmonischen Vasen zu danken; nur dadurch konnten sie den Gesang durchgehends hörbar machen. Von den Griechen erbten die Römer diese Erfindung. Obgleich die Sänger der Chöre, zu Aeschylus Zeiten, bis auf 50 stiegen.)

3) Man könnte sagen, daß da nur allein im Tempel Salomons musicirt wurde, aus diesem Zusammenfluß, an einem einzigen Ort, freylich eine große Anzahl entstehen müße.

4) Man könnte sich zuletzt, auf den, immer an Verschwendung gränzenden Geschmak, des reichsten und mächtigsten der Könige berufen, und durch Verbindung mit der Zahl seiner Concubinen, diese Summe wahrscheinlich machen.

Aber wozu das? wenn die innere, und historische Glaubwürdigkeit fehlt?

für die Religion die Musik bestimmt zu haben, und alle weibischen Arten derselben zu verwerfen.

Sie erbte auf die Griechen, durch Hülfe des Pythagoras, der sie in Egypten lieb gewann, und erhielt vielleicht zu den Zeiten des Perikles ihren höchsten Ruhm.

Ueberhaupt hatten die Griechen von den schönen Künsten den richtigen Begrif, daß sie zur Bildung der Sitten, zur Unterstützung der Weisheit, und selbst der Religion dienten. Deßwegen überhäuften sie ihre Künstler, mit Ehre, Ruhm, Belohnung.

Und nun mögen folgende Bemerkungen zum Beweiß dienen, daß man zu allen Zeiten den Werth der Tonkunst, nicht nur allein, überhaupt, anerkannte; sondern daß man sich, auch schon von jeher zu überzeugen wußte, von ihrer nahen Verbindung, in welcher sie, schon ihrer Natur nach, mit dem Gottesdienste stehet.

Die Tempel der Isis und Osiris erschallten vom Klang der Zithern von Canopes.

Die Priester der Göttin Cybele opferten nach Strabo nie anders, als beym Klang der Instrumente.

Zu Delos verrichtete man kein Opfer, ohne Musik.

Bey den Arkadiern gewöhnte sich die Jugend von Kindheit dazu an, Hymnen und Päane, den Göttern zu Ehren zu singen.

Die Pflegsöhne des Zoroasters fingen den Tag mit Sang und Klang an, um die Seele zu höhern Empfindungen vorzubereiten und so endigten sie den Tag mit Liedern nach der lydischen Tonart, um den Geist zu sammlen.

So sangen alle Völker bey ihren Geheimnissen, ihren Göttern zu Ehren, — und so singen sie noch.

So begrüßen die Weisen in Persien mit silbernen Harfen die Sonne.

So erfüllt der Bramine die Ufer des Ganges mit Lobgesängen auf die Aurora.

Aber das war es nicht alles. Außer diesem Gebrauch für die Götter, waren polizirte Völker bey nahe einstimmig, die Harmonie zu einem ihrer Grundgesetze in dem Staat auf zu nehmen; oder dankten ihr vielmehr ihre Kultur.

Der strengste unter allen griechischen Gesetzgebern, Lycurg, glaubte es sey nichts geschikter, ein wildes Volk zu bändigen, als die Musik.

Er gewann den Sänger Thales, daß er mit ihm aus Creta nach Sparta zog, um

um durch seine Gesänge, seine Gesetzgebung zu erleichtern.

(Terpander, der Erfinder einer Notenschrift, soll diese Gesetze, in Noten gesetzt haben.)

Er machte bey Anlegung seiner Helden-Republick, die Harmonie zu einem strengen Gesetz, für Lacedämon.

Wenn wir auch hier, den weitläufigen Griechischen Begrif mit der Musik verbinden, so ist es doch ausgemacht, daß sie (die eigentlich so genannte Musik) ihrerseits, unendlich viel dazu beygetragen habe.

Orpheus konnte so bezaubernd spielen, daß er Steine und Bäume in Bewegung setzte, daß Löwen und Tiger ihre Wildniße verließen, und ihre Grausamkeit vergaßen.

Ja selbst die Geister der Hölle bezwang er durch sie; et mouit Amphion lapides canendo.

Lasset uns diese Bilder auflösen, und denn werden uns diese belebten Bäume, diese bewegten Felsen, diese verzärtelten Ungeheuer beweisen, wie die ersten Menschen, da sie noch in der Irre gingen, ohne Sitten, ohne Vaterland, in Höhlen, und Wildnißen lebten — durch die Musik gebildet, zahm, und leutselig gemacht, und durch Gesetze, in Gesellschaft vereiniget wurden.

Und

Und so war man dazumahl schon mißtrauisch gegen die moralische Güte eines Bürgers, wenn er nichts für die Musik fühlte.

Aber sie, diese Kunst, sollte auch beherzt, unerschrocken, und muthvoll machen; nebst dem guten Bürger, auch den guten Soldaten bilden helfen; und daß sie dieß könne, gründete sich eben so früh, auf allgemeines Anerkenntniß, das Folge der Erfahrung war.

Und so wurde sie Bedürfniß für die Krieger.

Unter der Musik rükten die Israeliten zum Treffen fort. Josua kommt vor Jericho; die 7 ersten Opfer = Priester blasen; der Muth wird entflammt; die Stadt erobert.

David ging vor der Bundeslade her, und spielte seine Harfe.

Die Griechen wußten sie hier am besten zu benutzen. Sie that Wunder bey ihnen. Die Spartaner gingen in die Schlachtordnung die Stirne mit Blumen bekränzt, mit aufgestekten Lanzen, wie zu einem Fest, nach der Melodie des Lobgesangs, der zu Ehren des Castors gemacht war.

Son-

Sonderbar war der bey ihnen eingeführte Tanz, womit sie den jungen Leuten ihres Staats, Tapferkeit und Muth einzuflößen wußten.

Sie theilten ihre ganze Mannschaft in drey Chöre, nach dem verschiednen Alter.

Der Reihe der Alten fieng zuerst an zu tanzen, und sang dazu:

„Wir waren vor Zeiten berühmte Helden im Krieg!„

„Auch wir sind es noch.“ Antwortete der Reihe junger Männer.

Zuletzt sang der Reihe der Jünglinge: „Wir wollen noch berühmter werden.„

Eben dieß Volk wurde etlichemal von den Meßeniern überwunden; Tyrtäus aber machte ihnen durch die Musik so viel Muth, daß sie einen neuen Angrif, mit unglaublicher Tapferkeit wagten, und den Feind aufs Haupt schlugen.

Und wie sehr war es den alten Einwohnern von Candia zum Bedürfniß worden, sich zur Schlacht durch die Musik zu ermuntern!

Theben soll durch Amphions Musik gebaut worden seyn, und durch nichts haben zerstört werden können, als wieder durch Mu-

sik; so wie es Alexander dadurch wirklich soll erobert haben.

Ich glaube, der Unterschied zwischen der erhebenden, muthmachenden, — und weich, matt, schlappmachenden Musik, kann den Sinn dieser Stelle vollkommen erklären.

Denn könnte er kein anderer seyn, als versteckte Warnung für Muthlosigkeit, Verzärtlung, Schlappheit; zudem da es bekannt ist, daß die Griechen einen eigenen weibischen Modum hatten, den Phrynis zu den Zeiten Sokratis eingeführt haben soll.

Die Römer waren Erben der griechischen Musik; aber ihr Genie war zu roh, um die Künste im Flor zu erhalten; die Begierde zu herrschen hatte das Uebergewicht in ihrem Charakter; wie die Besonnenheit bey den Griechen.

Die Versuche, welche Augustus machte, um die Künste zu ihrer edlen Bestimmung wieder zurück zu führen, waren unbedeutend.

Unter Nero fiel die Würde eines Künstlers vielleicht am tiefsten;

Mit Ausrottung des Heidenthums, und mit Verschließung der Schaubühnen in der Folgezeit verlor die Tonkunst unendlich viel.

Und obgleich von Augustus Zeiten an, bis Leo X, kein Jahrhundert war, das nicht seine Künst-

Künstler hatte, so war doch im Ganzen, einige Jahrhunderte lang, ein trauriger Stillstand.

Die ersten Jahrhunderte waren zu traurig, als daß man den Mangel dieser prächtigen Musiken nicht vielmehr in diesen bedrängten Umständen als in der allgemeinen Fühllosigkeit ihres Werthes, finden sollte. Die Künste überhaupt sind blos Töchter des Vergnügens, der Ruhe, und des Glücks.

Doch führte nach Sigeberts Zeugniß, Ambrosius schon im vierten Jahrhundert, die Antiphonien, in der Mayländischen Kirche ein; und Gregorius fügte noch die Plagala hinzu, um das Schöne, mit dem ernsthaften zu verbinden.

Augustins Glaubensbekenntniß vom Werth der Kirchenmusik bleibt entscheidend, wenn er sagt„ unsere Gemüther, werden würdiger und vortreflicher zur Inbrunst im Gottesdienst bewogen, durch die heiligen Sprüche weun sie gesungen, als wenn sie nicht gesungen werden.„

Endlich brach mit dem sechzehnden Jahrhundert in Italien, die Morgenröthe für die Künste wieder an; ihr sanfter Schimmer, verbreitete sich im ganzen Occident, bis nach Norden aus.

Die Zeiten der Leo's, Franziskus des ersten, Carl des fünften, sind in dem Zeitbuch der Künste verewigt.

Im letztverwichenen Jahrhundert hat die Musik durch Einführung der Opern und Conzerte, einen neuen Schwung bekommen: die Harmonie wurde vervollkommnet, der Gesang melismatischer, die Manier mannigfaltiger, die Schreibart eleganter; und dadurch mußte der Ausdruck der Leidenschaften allerdings gewinnen.

Kurz es war von jeher keine polizirte Nation, die diese herrlichste aller Künste, nicht mit Wonnegefühl aufgenommen, ihr, nicht gleiche Ehre erwiesen hätte.

Wir kommen jetzt auf unsern zweyten Abschnitt, nemlich auf

Ihre Wirkungen;

Die wir ganz natürlich, in Aeltere, und Neuere eintheilen.

Aeltere.

1) Von Pythagoras erzählt Boethius, daß er seinen jungen, vom Wein erhitzten Menschen, (im Begrif aus Eifersucht, das Haus seiner Geliebten in Brand zu stecken) gesehen habe, den er blos dadurch wieder ver-

vernünftig gemacht, daß er ihm eine ernsthaft ruhige Melodie (im Spondäischen Zeitmaas,) vorspielen ließ.

2) Auf eben diese Weise, hat nach Galenus eine Flötenspielerin, einige betrunkene Leute, fast rasend durch ihr Spiel gemacht; sie aber dadurch wieder besänftigt, daß sie nach der Dorischen Art spielte.

3) Zu Alexanders Zeiten lebten zwey berühmte Virtuosen, Antigenides, und Timotheus, deren der erstere, auf seiner Flöte, das Carmen harmatium so beweglich gespielt haben soll, daß der König davon in Zorn gerieth, aufsprang, die Waffen ergrif, und an den Anwesenden fast Gewalt ausübte.

Der andere wußte aber das Carmen orthium so rührend zu spielen, daß Alexander eben diese Bewegungen wieder fühlte, aber gleich wieder besänftigt wurde, als der Künstler etwas anders spielte.

4) Jener edle Römer, dem Augustus seine Gemahlin entriß, fiel aus Gram, in eine Schlaflosigkeit, von der er, wie man sagt, blos durch die Musik geheilet werden konnte.

5) Zu Lacedämon entstand einst ein heftiger Aufruhr; das Orakel befahl, man sollte ihn zu stillen, einen Sänger aus Lesbus holen

len lassen. Terpander wurde geholt, und besänftigte durch die Musik, die Gemüther.

6) Die Athenienser hatten ein Gesetz gegeben, wodurch alle die zum Tode verdammt wurden, welche von Wiedereroberung der Insel Salamin zu reden sich unterstünden. Allein Solon versammlete das Volk, und bewegte durch das Absingen einer gewissen Elegie die Gemüther seiner Mitbürger so sehr, daß sie dieß Gesetz abschaften, und sich entschloßen die Insel wieder zu erobern.

7) Plutarch bekennet von sich selbst, er sey durch die Musik so aufgebracht worden, daß er nach dem Gewehr gegriffen habe.

8) Empedokles hat einen unsinnigen Menschen, durch seinen Gesang wieder zur Vernunft gebracht. *)

9) Kayser Theodos, ist gegen die Antiochener, als sie ihre Supplik absangen, zur Barmherzigkeit bewegt worden.

Doch

*) Was Burney zur Widerlegung, oder Erklärung, einiger dieser Beyspiele sagt, hat nicht viel auf sich, er scheint allenfals, blos die Hälfte der Wirkungen, auf Rechnung der Musik zu schreiben; die andere auf Rechnung der Poesie, oder anderer Umstände.

Aber was verlöhre die Musik dabey?

Doch finden wir nicht selbst in der Schrift solche merkwürdige Beyspiele ihrer Wirkungen?

War sie nicht Herzerquickung für den leidenden David? „ich gedenke des Nachts an mein Saitenspiel!„

Wenn David auf der Harfe spielte, verließ da nicht alsbald den stürmischen Saul der Teufel der üblen Laune? erquikte er sich nicht? ward es da nicht besser mit ihm? wurde Elisa nicht durch die Musik in den höchsten Grad prophetischer Begeistrung gesetzt?

Es würde unnöthig seyn, diese Beyspiele noch zu vervielfältigen, wie wir leicht könnten.

Freilich scheinen die vorgegebenen Wirkungen der alten Musik, oft an das übertriebene Fabelhafte zu gränzen.

Aber man kann sich keinen Augenblick bedenken, ihren Vorzug für der neuern einzugestehen, wenn man folgende Punkte bedenkt:

1) Die Poesie stand damals mit der Tonkunst in einer unmittelbaren Verbindung. Die besten Poeten waren oft die besten Tonkünstler; und so mußte immer das poetische Gemälde, von dem der es am besten verstand, und am tiefsten fühlte, auch am kräftigsten, Wahrheitsvollsten, und mit dem größten Reiz ausgeschmükt werden.

In Griechenland setzten die Poeten selbst ihre Stücke in Noten, und diese Noten hatten nach Du Bos und Juvenel, ihre Anstimmung, kraft einer Figur, die jeder Note eigen war.

So war nach dem Zeugniß des ganzen Alterthums, die Musik von Poesie unzertrennlich.

Und wenn es zwar nach Dacier, bey den alten Griechen viele Tonkünstler gab, die keine Dichter waren, so gab es nicht einen einzigen Dichter, der kein Tonkünstler war, und nicht selbst zu seinen Stücken, die Musik gesetzt haben sollte.

Bey der Wandrung nach Rom wurden diese zwey Künste von einander getrennt. „Musici, qui erant *quondam* iidem poetae sagt Cicero.

Daher schrieb Fontenelle, den großen Beyfall des Devin du Village dem zu, daß Rousseau, Dichter und Setzer zugleich war. *)

2)

*) Weniger Talente und Kunstgenie, einen minder feinen Geschmack als die alten, haben wir gewiß nicht. Ihre Musik war auch nicht in Absicht, der Regeln der Modulation, und ihrer Verändrungen von der unsrigen unterschieden! Das Mechanische unsrer Künste ist

auch

2) Ueberhaupt, war ihre Tonkunst reicher. Sie theilte sich in 5 Classen ein. a) in die Rhythmische, oder eigentlich so genannte; (und diese bestand wieder aus 3 Klanggeschlechtern, 1) aus der Diatonica, 2) chromatica, 3) enharmonica,) b) in die me-

auch nicht schlechter, als bey ihnen; unser Rhythmus, hat in Absicht seiner Mannigfaltigkeit, Vorzüge vor dem ihrigen.

An der Politik, Gesetzgebung, Aufmuntrung, Belohnung — fehlts; die war bey ihnen unendlich besser. Würde der Künstler, sagt Sulzer, nicht in das Cabinet, des Regenten, wo dieser nichts als Privatmann ist, sondern an den Thron gerufen, um dort einen eben so wichtigen Auftrag zu hören, als der Feldherr, oder Minister, oder Gesandte: — wären die Gelegenheiten, das Volk, durch die schönen Künste, zum Gehorsam der Gesetze, und zu jeder öffentlichen Tugend zu führen in den allgemeinen Plan des Gesetzgebers eingewebt; so würden sich alle Kräfte des Genies entwikeln, und unsre Werke dem Alterthum gleich kommen. Will man große Künstler haben, so darf man nur Veranstaltungen treffen, daß ihre Werke bey einem ganzen Volk Aufsehen machen. Die Ehre, etwas zur Erhebung einer ganzen Nation beyzutragen, reizt alle Kräfte; und thut Wunder.

trische, c) Organische, d) Hypokritische, e) Poetische. Diesen fügen Aristides, und noch andre, f) Odicum hinzu.

Der Charakter ihrer Tonarten war bestimmter, und mit desto sicherem Erfolg anzuwenden.

Die Dorische, sagt Heraklid von Pontus, ist feyerlich und prächtig, weder zu zerstreut, und munter, noch zu mannigfaltig, ernst, und fortreissend.

Die Aeolische, ist groß und pomphaft, obgleich zu weilen besänftigend, hat etwas treuherziges, und einfaches auf sich, das sich zur Freude, Liebe, und Wohlwollen schickt. Die alte Jonische, ist weder schimmernd, noch weichlich, sondern rauh und finster, wie wohl mit einem gewißen Grad von Erhabenheit, Stärke, Nachdruck.

Ein anderer: — das Lydische Zeitmaas schickt sich am besten zu Klage und Trauerliedern; das Dorische, zu kriegerischen Melodien; und das Phrygische, zum Gottesdienst.

3) Das Sujet ihrer Gesänge war allgemein bekannter, und lag dem Herzen näher! es bezog sich auf ihre Götter, ihre Thaten, und Vaterlandsgeschichte: so wie die Em-

pfin-

pfindungen, durch solche gemein bekannte, und patriotische Sujets, leichter konnten gerührt werden, so stand hinwieder die Musik auf dieser Seite selbst, in näherer Verbindung, mit dem Herzen.

Ueberhaupt verstanden vielleicht die Alten die Kunst besser, die Sprache des Herzens in der Musik auszudrücken? Hierzu halfen ihnen treulich ihre eingeführten Modi.

4) Vielleicht trug auch dieß etwas dazu bey, daß die Musik damals nicht so alltäglich war, mehr in Würde gehalten wurde: (Plutarch versichert ausdrücklich, die Alten liebten das enharmonische so sehr, wegen seiner Feierlichkeit δια σεμνοτητα) — und Matheson glaubt daß sie oft viele Vortheile durch die verwandte Gebehrdenkunst, erhalten habe.

5) Die Alten kannten keinen Contrapunkt, keine gleichzeitig harmonische Verbindung mehrerer Töne; also keine vielstimmige Musik; noch weniger mehrstimmige Gesänge, etwa wie unsere Chöre! dadurch verlohr ihre Musik nichts; denn der bizarre Rousseau behauptet, die Harmonie sey eine gothische, und barbarische Erfindung.

Dem

Dem zu Folge konnten die Alten allemal ganz rein spielen, und ihr Unisonus mußte große Wirkung thun.

Zudem waren alle alten Tonarten, lauter Molltöne; dieß gab ihren Melodien, mehr durchdringendes, Herzrührendes.

6) Ja Calmet glaubt, daß selbst ein Grund ihrer größern Wirkungen, in ihrer Kindheit lag: damals sagt er, in ihrem Frühling, glich sie einem jungen Frauenzimmer, das schön, ungezwungen, lebhaft ist, und der angenehmen Natur, auf dem Fuße nachfolgt.

Gewiß ists wenigstens, daß die Gesänge der Alten, weit einfacher waren, als unsre Arien.

7.) Zu dem hat sich der Gebrauch ihrer ganzen enharmonischen Tonleiter verloren. Von ihrer musikalischen Bezeichnung wissen wir so viel als nichts. Ihre Instrumente, sind uns zum Theil völlig unbekannt. Wo sind zum Beyspiel die Lyren der Alten? die Hazurs der Ebräer? die goldenen Zythern vom Memphis? die Kinnors zu Tyrus? die Nablia zu Sidon? ꝛc. *)

8)

*) Es hält schwer, sagt Burney, die vorgegebene Wirkung der Musik der Alten zu glauben, da wir sehen, daß ihre Instrumente, wie

8) Vielleicht hatte schon die Intonation dieser Instrumente, so wie noch anderer, etwas außerordentliches? Vielleicht laßen sich die außerordentlichen Wirkungen ihrer Musik zum Theil noch mit schreiben, auf die reine Simplizität ihrer Melodien; auf die genauste Richtigkeit ihres Vortrags, wozu sie alles anwendeten; denn sie hatten ihre Wettkämpfe in den Stimmen, und ihre eigene φωνασκοι, Stimmlenker. — Auf die größere Feinheit ihrer sinnlichen Werkzeuge? auf das sonirende ihrer Sprache? auf Clima? auf die Anwendung bey weit feierlicheren Gelegenheiten? wie z. B. bey den Sekularfesten? wo das Herz leichter gerührt, der Patriotismus leichter konnte entflammt werden?

Kurz!

wie sie die Bildhauerey vorstellt, so einfach und allem Ansehen nach, so wenig fähig gewesen sind, große Wirkung herfür zu bringen: Ich bedaure, daß ich ehemahls, diesen übereilten Schluß, schon vor ihm gethan habe.

Die bildende Kunst hat uns zum Theil, reichhaltige Instrumente aufbehalten; und unsere Violine mit ihren vier Saiten, lehret uns, daß der Reichthum eines Instruments, nicht nach der Zahl seiner Saiten, oder seiner äußerlichen Gestalt, zu bestimmen sey.

Kurz! die Analogie berechtigt uns zu schließen, daß die Griechen, so wie sie alle Künste auf einen hohen Grad von Vollkommenheit gebracht, auch die Musik, dahin werden gebracht haben; da sie besonders, so große Liebhaber des Gesangs waren.

Doch, wie die Hochachtung für die Musik zu allen Zeiten sich gleich blieb, so blieb sich hinwieder die Musik, in Absicht ihrer Wirkungen, fast immer gleich.

Wir wollen dieß jetzt mit Beweisen, aus der mittlern, und neuern Zeit, unterstützen.

Neuere.

1) Augustinus, hört den Bischof zu Mayland Ambrosius singen. Er kann sich der Thränen nicht enthalten; er fühlt die lebhaftesten Entschließungen seiner Bekehrung.

2) König Erich in Dännemark, hatte einen Virtuosen an seinem Hof, welcher sich frey rühmte, daß er durch seine Kunst, traurig und fröhlich, sanftmüthig und zornig machen könne; kaum hatte der König dieß gehört; so fühlte er Lust, die Probe an sich selbst machen zu lassen.

Der Künstler spielte: erweckte Traurigkeit, denn Freude — und endlich einen solchen Grimm bey dem König, daß er wie rasend

send wurde, von der herbey gerufenen Wache etliche umbrachte, und hernach, als er wieder zu sich selbst kam, diese Thorheit zu bereuen, eine noch viel größere begieng, — durch seine Wallfarth nach Jerusalem.

3) Carl des IX Gewissen, erwachte nur zu bald nach der Pariser Bluthochzeit; schrekliche Träume quälten ihn. Er soll, wie man versichert, seine nachmalige Ruhe, hauptsächlich der Musik zu danken gehabt haben. *)

4) Ein gewisser Doge zu Venedig, wurde durch einen Lautenisten, in solche heftige Gemüths-

*) Die so genannten Sommeils der Franzosen, haben die Wirkung, ruhig und schläfrig zu machen.

Der Tyrann mußte eingeschläfert werden; und dazu schickt sich die Tonkunst freylich besser, als die Religion. Du Bos bemerkt sehr richtig, daß die Unruhen der Seele, durch die Stille, nicht gedämpft werden, wohl aber, durch eine sanfte Musik.

Aber — sagt Home; ein Mensch der von Gewissens-Angst beunruhiget wird, kann keine Musik ausstehen; denn keine Gattung derselben, stimmt mit dem Ton seiner Seele zusammen.

Vermuthlich hatte also diese Gewissensangst nicht viel auf sich.

müthsbewegungen gesetzt, daß er es nicht länger ausstehen konnte, sondern aufzuhören gebieten mußte!

Wie ähnlich dem, ist Schubarts Geschichte!

5) Matheson, gedenkt eines Frauenzimmers, das durch Erlernung des Claviers, von unzüchtiger Liebe soll abgehalten worden seyn. Home erklärt in der Einleitung zu seiner Critick, wie dieses möglich sey, und zugehe. *)

6) Als Rousseau die Salimbeni singen hörte, (sagt er) bemächtigte sich meiner allmählig, eine unbeschreibliche Wollust. Bey jedem Wort stellte sich ein Bild in meinem Geiste,

*) Homer läßt einen Tonkünstler, über die Klytemnestra, während der Abwesenheit Agamemnons, als Wächter ihrer Keuschheit bestellen; und nicht eher, als man ihn weg schickte, hatte ihr Verführer Aegist, die mindeste Gewalt, über ihre Neigungen. Odyss. L. III. v. 266.

Es war ein Sänger, ἀοιδος ανηρ, sagt Burney; folglich kommt die Wirkung, halb wenigstens, auf Rechnung der Poesie.

Immer hin! ich sehe nicht ein, was die Tonkunst dabey verlieren sollte, wenn sie nur allein das einzige Mittel seyn konnte, den Text so rührend zu machen.

Geiste, oder eine Empfindung in meinem Herzen dar. — Bey den glänzendsten Stellen verlohr sich bey mir die Vorstellung von Musik, Gesang, und Nachahmung gänzlich.

Ich glaubte die Stimme des Schmerzens, des Zorns, der Verzweiflung selbst zu hören; ich dachte jammernde Mütter, betrogene Verliebte, rasende Tyrannen zu hören, und hatte Mühe, bey der großen Erschütterung die ich fühlte, auf meiner Stelle zu bleiben.

7) Stradella, ein berühmter Virtuos auf der Violin, aus Neapel, ließ sich einst zu Venedig hören. Er spielte außerordentlich, und seine Kunst machte auf ein junges Frauenzimmer einen so lebhaften Eindruck, daß der Wunsch in ihrem Herzen entstand, diesen Tonkünstler zu ihrem Gemahl zu haben. Stradella konnte sich wohl vorstellen, daß die Verwandten des Fräuleins Hindernisse in den Weg legen würden. Er beredete sie also heimlich zur Flucht, und die Geliebte flog mit ihm nach Rom.

Ihr Vormund, ein venetianischer Edelmann, äußerst über diese Entführung aufgebracht, überredete einen jungen Cavalier, der schon vorhero um sie gefreyet hatte, dem Flüchtling nachzusetzen, und diesen gemein-

schaftlichen Schimpf, durch Stradellas Ermordung zu rächen.

Der junge Venetianer, durch seine eigene Leidenschaft aufgebracht, kommt nach Rom, erkundigt sich nach seinem Nebenbuhler, und hört, daß er an dem nehmlichen Tag in einer Kirche spielen würde. Er begab sich ungesäumt dahin, mit dem festen Entschluß, hier die erste Gelegenheit zu seiner grausamen Rache zu nehmen. Nun hört er Stradella spielen; er wird beklommen; sein Herz ruhig und still; seine Leidenschaft legt sich; er gewann den Zauberer lieb, und wendete alles an, ihn, vor den weitern Nachstellungen des Vormunds sicher zu stellen; er schrieb deßwegen selbst an den Venetianer: Stradella wäre schon vor seiner Ankunft von Rom abgereißt.

8) Eine gewisse Gräfin, fühlte in Glucks Iphigenie, beym Gesang Agamemnons, einen solchen Eindruck, daß sie dreymal eine Bewegung machte, um dem unglücklichen Vater zu Hülfe zu kommen.

9) Ein gewisser Bergschotte, Bedienter bey einem General, weinte, wie Burney erzählt, allemal, wenn er eine gewisse langsame schottische Melodie auf der Sackpfeife spielen hörte. Sein Herr, der General S. schlich sich

einst

einst des Nachts in seine Kammer, als er schon fest schlief, und spielte diese Melodie ganz leise auf der Flöte, und der Mensch, ohne dabey aufzuwachen, weinte wie ein Kind.

Burneys Uebersetzer versichert, einen Musikum gekannt zu haben, welcher allemal bis zum Weinen gerührt wurde, wenn er die Melodie, „O Gott du frommer Gott!“ auch ohne Worte, und einstimmig singen, und spielen hörte.

10) War an der Prinzeßin Pignatelli, die Macht der Tonkunst nicht größer, als die Weißheit einer ganzen medicinischen Facultät? Und welche erstaunlichen Wirkungen hat Jomelli, durch sein crescendo und diminuendo, in Italien hervorgebracht?

Wir kommen endlich auf das dritte Stück; nemlich

die Ehrerbietung der Völker.

Zu dem Beweiß dieser Ehrerbietung führen wir erstlich,

die Anstalten ganzer Gesellschaften zur Aufnahme der Tonkunst an.

Man hat die Musik zum Rang einer Akademischen Würde erhoben, man hat sie an die Seite der vier Hauptfakultäten gesetzt.

Von alten Zeiten her, sind schon in England in der Musik, akademische Würden verliehen worden. Zu London, Cambridge, und Oxford, war vorlängst schon ein öffentlicher Lehrer, oder Professor der Tonkunst. Eine Würde, zu der es schwerer zu gelangen ist, als in Teutschland zu einer, von den Haupt- Fakultäten.

Man muß in Oxford 7 Jahre lang, sich in der Theorie und Praxis der Musik geübt haben, man muß öffentliche Beweise seiner Geschicklichkeit ablegen, und denn erst, wird man Baccalaur. Alsdenn muß man sich noch 5 Jahre auf gleiche Weise üben, und wieder tüchtige Beweise bringen, und alsdenn kann man nach einem zwölfjährigen Fleiß, erst Doctor der Musik werden.*)

Doch

*) In den Statutis selectis e corpore statutor. vniversitatis Oxoniensis, stehet im 9ten Tit. 6 Abschnitt — „Statutum est, quod, qui Musicae dat operam, antequam gradum Baccalaurei in illa facultate consequatur, septem annos in studio Musices ponat, et id ipsum sub chirographis hominum fide dignorum, testatum afferat. -- Ordinatum

Doch wir finden nicht allein in England Professoren der Musik, sondern auch zu Koppenhagen, — in Italien, zu Bologna, zu Brescia. — In der Schweiz, zu Basel. — In Spanien zu Salamanca. — In Deutschland zu Altorf, wo Siegel 1578, Professor der Theologie und Musik war.

Zu Göttingen, wo Meyer, Doktor der Rechte, 1707, auch den Titel eines Professors der Musik erhielt.

Zu Goldberg in Schlesien, wo Claius, um das Jahr 1556, öffentlicher Lehrer der Musik war.

Zu Greifswalde, zu Königsberg, zu Stettin, wo, nach Hering, die Reihe der, auf einander folgenden Professoren, angegeben ist, und wo Paul Jeze, der 1684 berufen wurde, der letzte Professor der Musik war: —

Auch zu Tübingen finden wir, ein dergleichen öffentliches Lehramt. Vergleiche Oelrichs.

dinatum est etiam, quod Baccalaureus Musices, priusquam ad Doctoratum promoueatur, quinque annos, post susceptum gradum in studio Musices ponat. —

Obgleich diese Professorate in Deutschland abgekommen sind, so bestehen doch noch in England, so wohl das öffentliche Lehramt der Musik, als die Akademischen Würden in dieser Kunst.

Mit diesen einzelnen Würden, verbinden wir, die sogenannten **Akademien**, und **Gesellschaften**; die eben so sehr, diese allgemeine Anerkenntniß, vom Werth der Tonkunst, verbürgen.

Eine solche wurde zu **Berlin** 1749, unter dem Nahmen, einer Musik übenden Gesellschaft, gestiftet. Sie hatte außer den ordentlichen Mitgliedern, einen Direktor, einen Sekretär, einen Caßirer.

Auch noch eine kleinere, errichteten die vorzüglichsten Tonkünstler der Königl. Kapelle, die alle Freytage, in Janitschs Wohnung, sich versammleten.

Zu **Bologna** 1622, errichtet von D. Girolamo Giacobbi; — noch eine andere daselbst 1633, von Domenico Burnetti, und Francesco Bertacchi, errichtet; und ob diese beyden Akademien gleich eingegangen sind, so ist doch eine andere, unter dem Titel, der philarmonischen Gesellschaft, daraus entstanden.

Zu Brüssel. Ein Prinz von Bergen, war ihr erster Protektor.

Zu Grenobel. 1723.

Zu Leipzig 1738 von Hr. Lorenz Christoph Mizler gestiftet, doch hat sie kaum 20 Jahre gedauert.

Zu London wurde 1710, eine Akademie für die alte Musik errichtet, aber sie dauerte nur 18 Jahr.

Eine königliche Akademie der Musik, auf Subscription von 50000 Pf. zwischen 20, und 30 Jahr, dieses Seculums errichtet; die Mitglieder bestehen aus 22 hohen Standes Personen, worunter 3 Herzoge, 3 Lords, 2 General-Brigadiers; 1 General-Major, 2 Obristen befindlich sind. Doch verlohr sie, nach Händels Tod, von ihrem Glanz.

Zu Mayland, — zu Mecheln, im Anfang dieses Jahrhunderts.

Zu Paris 1669, unter Ludwig dem Vierzehnten. Lully war ihr Direktor. *)

Zu Verona, und Vincenza.

Auch zu Bareuth stiftete Friedrich, eine Akademie der Musik, ohngefähr 1760. Aber sie dauerte nur einige Jahre.

Laßet uns noch mit diesen Anstalten ganzer Societäten, die Meinungen, Urtheile,

*) Vergleiche Oelrichs, und Forkel.

Obgleich diese Professorate in Deutschland abgekommen sind, so bestehen doch noch in England, so wohl das öffentliche Lehramt der Musik, als die Akademischen Würden in dieser Kunst.

Mit diesen einzelnen Würden, verbinden wir, die sogenannten Akademien, und Gesellschaften; die eben so sehr, diese allgemeine Anerkenntniß, vom Werth der Tonkunst, verbürgen.

Eine solche wurde zu Berlin 1749, unter dem Nahmen, einer Musik übenden Gesellschaft, gestiftet. Sie hatte außer den ordentlichen Mitgliedern, einen Direktor, einen Sekretär, einen Caßirer.

Auch noch eine kleinere, errichteten die vorzüglichsten Tonkünstler der Königl. Kapelle, die alle F[illegible]tage, in Janitschs Wohnung, sich [illegible]ten.

Zu [illegible]622, errichtet von D. Girol[illegible]; — noch eine andere daselb[illegible] Domenico Burnetti, und [illegible]rtacchi, errichtet; und ob[illegible]ademien gleich eingegangen [illegible] eine andere, unter dem [illegible]monischen Gesellschaft

Zu [illegible] hero,
war ihr [illegible] hrend
Zu [illegible]
Zu [illegible] ehabt
[illegible] chien:
stoph [illegible] dium
20 [illegible]
Zu [illegible] Schö-
nie für [illegible]
dauert [illegible] ntliches
[illegible]
Su[illegible] für das
und [illegible] en, und
die [illegible] lden Sit-
des [illegible] gt er, ent-
2 [illegible], zwischen
2 [illegible] rsache, als
sie [illegible] erricht und
[illegible] n.
[illegible] los Held, son-
[illegible] der Tonkunst, der
[illegible] entledigt, und
[illegible]
[illegible] lymp war mit Göt-
[illegible] Liebhaber der Tonkunst
[illegible] hatte zum Haupt, den
[illegible] eyer. Die Wonne in Ely-
[illegible] in wollustvollen, ununter-
[illegible] nzerten. Mißtöne und Geheul,

le, Glaubens-Bekenntniße, und Gemeinsprüche, einzelner, entscheidender Männer verbinden.

Auch sie, werden zum Theil, als Belege die Wahrheit, unserer bißherigen Behauptung unterstützen; und den immer anerkannten Werth der Tonkunst, außer Zweifel setzen helfen.

Die größten Weisen unter den Griechen, waren hierinnen immer einstimmig in ihren Urtheilen.

Plato hielt sie für die Seele des Universums; er erlaubte der Jugend, blos der Erlernung der Anfangsgründe drey Jahr zu widmen.

Aristoteles schrieb ihr, ein ganz eigenes, natürliches Vergnügen zu.

Pythagoras glaubte, das Universum, sey nach den Regeln der Harmonie gemacht.

Quintilian hielt sie für ein Geschenk vom Himmel, um Müde zu stärken, Bekümmerte zu erquicken.

Aristoteles glaubte, sie hätte eine Kraft, die Schärfe der Strafen zu mildern.

Selbst Sokrates der Weiseste seiner Zeit schien Vorwürfe des Gewissens, wegen Vernachläßigung der Musik, empfunden zu haben,

ben. Er sagte zum Cebes, kurz vorhero, ehe er den Giftbecher trank, daß er während seines ganzen Lebens einen Traum gehabt habe, worinnen jemand ihm zu sagen schien: Sokrates lege dich auf das Studium und die Ausübung der Musik!

Aristides schrieb ihr die Liebe des Schönen zu.

Lykurg hielt sie für ein wesentliches Mittel der Volksbildung.

Polybius hielt sie gleichfalls für das einzige Mittel, die Cynätheer zu bilden, und für die Quelle der Arkadischen milden Sitten. Meiner Meinung nach, sagt er, entstand dieser Unterschied der Sitten, zwischen beyden, aus keiner andern Ursache, als weil die Cynätheer den Unterricht und Uebung in der Musik abschaften.

Homers Achill, ist nicht blos Held, sondern auch großer Liebhaber der Tonkunst, der durch sie seiner Sorgen sich entledigt, und die Traurigkeit vertreibt.

Der Griechische Olymp war mit Göttern bevölkert, die Liebhaber der Tonkunst waren; ihr Parnaß hatte zum Haupt, den Beherrscher der Leyer. Die Wonne in Elysium, bestand in wollustvollen, ununterbrochenen Conzerten. Mißtöne und Geheul,

war eine der größten Strafen ihres Tartarus.

Sie war ein Theil der attischen Urbanität. Unwissend in ihr zu seyn, keinen Geschmack für sie zu fühlen, hielten sie für schimpflich. Sie glaubten, ein solcher Mensch habe nie den Huldgöttinnen geopfert. *)

So wurde Themistokles beurtheilt, als er bey einem Gastmahl, da die Reihe an ihn kam, es abgeschlagen hatte, die Leyer anzunehmen.

Deßwegen suchten nach Ciceros Zeugniß, die Griechen in der Musik fast ihre größte Gelehrsamkeit! und selbst die Weisen des Areopagus, waren ihre Schüler.

Philippus und Alexander, waren praktische Tonkünstler; Epaminondas, und Ismenias konnten singen, und auf der Zyther und Flöte spielen.

Und lasset uns einen Blick in die Zeiten des Alten Bundes thun!

Wenn

*) Ueber dem Eingang der Schule des Pythagoras, las man folgende Aufschrift: „Weichet „von hier, ihr irdisch gesinnten! keiner nahe „sich herzu, wenn er die Harmonie nicht ver„steht.“

Wenn Sirach die berühmten Männer der Vorwelt recht rühmen will, so spricht er, sie haben Musik gelernt, und Lieder gedichtet.

Wein und Saitenspiel rechnet er unter die größten Freuden des Lebens.

Vollkommen dieser Meinung mußte Salomo gewesen seyn, wenn er spricht: „ich „schafte mir Sänger und Sängerinnen, und „allerley Saitenspiel, als die eigentliche Wol„lust des Lebens" Pred. 2.

Eben dieß Glaubensbekenntniß legt Voß (de Nat. Art.) von ihr ab: „die Musik „thut durch ihre Annehmlichkeit, was der „Schlaf, und ein guter Trunk Wein thut."

Einer der größten Kenner des menschlichen Herzens, Shakespear, sagt in seinem Kaufmann: „der Mann, der keine Musik in „sich hat, der nicht von der Eintracht liebli„cher Töne gerührt wird, ist zur Verrätherey, „Tücken, und Räubereyen aufgelegt. Die „Bewegungen seines Gemüths sind träge, „wie die Nacht, und seine Triebe schwarz, „wie der Cerberus."

Und Montesquieu, in seinem Geist der Gesetze, im 4ten Buch: „Man kann nicht sagen, daß die Musik Tugend einflöße, aber sie verhindert die Wirkung einer wilden Er-

ziehung, und lässet die Seele bey derselben einen gewissen Antheil nehmen, den sie außerdem nicht würde genommen haben."

Und wie wäre es möglich, hier nicht an unsern großen Luther zu gedenken?

Er schreibt in einem seiner Briefe, an den damahligen Kapellmeister Senfel 1530 — Plane iudico, nec pudet asserere, post theologiam, nullam esse artem, quae Musicae possit aequari, cum ipsa sola, post theologiam id praestet, quod alioquin, sola theologia praestat, scilicet quietem, et animum laetum.

Ferner: „die Musica ist eine Gabe und Geschenk Gottes, nicht ein Menschengeschenk. So vertreibt sie auch den Teufel, und macht die Leute fröhlich: man vergißt dabey alles Zorns, Unkeuschheit, Hoffarth, und anderer Laster, — ich gebe ihr nach der Theologie, den nächsten Locum, und die höchste Ehre."

So half er sich mit ihr, in seinen Anfechtungen: kommt, sprach er denn, lasset uns ein geistlich Lied singen, zur Verachtung des Teufels. Lasset uns dem Teufel zum Verdruß, das vierstimmige de profundis singen!

Als

Als er einst etliche Sänger zu Gast gehabt, und unterschiedliche Motetten, mit besonderm Vergnügen angehört, so brach er endlich in diese Worte aus: „Wenn Gott „schon in diesem Leben, das doch ein lauteres „Thränenthal ist, das so edle Geschenk der „Musica verliehen, was wird mit derselben „erst in jenem Leben geschehen!“ *)

Lambert meldet von ihm, er wäre gewohnt gewesen, zu sagen, er habe die ersten Gedanken vom Evangelio und der anzufangenden Reformation geschöpft, als er an Weynachten die Sequenz habe singen hören, „o beata culpa, quae talem meruisti redemtorem!“

Wenigstens bekam die Lehre des Textes unendlich mehr Eindruck auf sein Herz, durch die Musik.

Doch genug auch hievon.

*) Wer die Frage: „ob auch im Himmel Musik seyn werde?“ beantwortet wissen will, der lese Schmidts Musico theologiam, und Steffani Abts von Lepsing Sendschreiben, und wir stehen dafür, das Geschäfte der Verdauung wird bey ihm noch einmal so gut von statten gehen.

Und so können wir unsere Rechnung schließen! Das Facit glaube ich, ist richtig:

Von jeher, haben sich alle Zeiten gemeinschaftlich vereinigt, den Werth der Tonkunst, allgemein, anzuerkennen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Junker, Carl Ludwig

Ueber den Werth der Tonkunst

Bayreuth u.a. 1786

Mus.th. 1657
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10598782-6
VD18 14669978-001